

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 24 (1944)
Heft: 1

Buchbesprechung: Einzelbesprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einzelbesprechungen. — Comptes rendus.

GUSTAVE AMWEG, *Histoire populaire du Jura bernois (Ancien Evêché de Bâle)*, XIII, 296 S., Porrentruy, Imprimerie du « Jura » S. A., 1942, en vente chez l'auteur.

G. Amweg, der verdiente Verfasser der «Bibliographie du Jura bernois», hat sich die Aufgabe gestellt, eine volkstümliche Geschichte des Berner Juras zu schreiben, was gleichbedeutend ist mit der Geschichte des alten Bistums Basel (kleinere Teile ausgenommen). Rund ein Viertel des Bandes ist einer gedrängten chronologischen Darstellung der historischen Ereignisse gewidmet. Darauf folgen Kapitel über die Regierungszeiten der Bischöfe, die kirchlichen und politischen Institutionen, die Wirtschaftsgeschichte und zuletzt zwei längere Abschnitte über allgemeine kulturelle Erscheinungen. Eine Zeittafel der Hauptdaten und eine ausgewählte, kurze Bibliographie beschließen den Band. Auf ein Namen- und Sachregister wurde verzichtet.

Der Verfasser betont, daß er in erster Linie für Schüler und die breiten Volksschichten geschrieben habe. Dies gibt natürlich den Maßstab für die Beurteilung. Eine erschöpfende Behandlung der Geschichte des Bistums wollte und konnte nicht beabsichtigt sein; diese große Aufgabe wartet immer noch auf einen Bearbeiter. Eingedenk dieses klaren Zweckes wird der kritische Leser seine grundsätzlichen Vorbehalte, um die er bei der Lektüre nicht herumkommt, zurückdrängen und bei der Bewertung nicht zu sehr ins Gewicht fallen lassen. Es seien darunter immerhin genannt die nicht überall deutliche Scheidung zwischen erwiesenen Tatsachen und Mitteilungen unklarer Herkunft oder legendärer Überlieferung, wie etwa diejenige vom Martyrium der 11 000 Jungfrauen (S. 82); oder die verhältnismäßig große Zahl von Druckfehlern, Verschreibungen und kleinen Irrtümern, die im Druckfehlerverzeichnis nicht berichtet sind; ferner — wohl der Haupteinwand — daß die Darstellung entgegen der Natur einer reinen historischen Arbeit gar zu häufig übergeht in Betrachtungen, Beurteilungen, Vergleichen mit der Gegenwart, Wunschformulierungen oder auch in Ausrufe zu Begeisterung für lokale Verhältnisse und Erfolge.

Jedoch wiegen solche Erscheinungen im allgemeinen Eindruck, den wir vom Buch empfangen, durchaus nicht vor. Wir zählen es am besten der Kategorie «Heimatbücher» zu, wie sie in den letzten Jahren in unserm Lande im Erscheinen begriffen sind, und die sich bestreben, im Volke Sinn und Interesse für die geschichtliche Vergangenheit zu wecken. Darin hatte der Verfasser in mancher Hinsicht eine glückliche Hand, war er doch auch der berufene Mann dazu, der hier Gelegenheit hatte, die Früchte seiner lebenslangen Archivstudien zu verwenden. Er hat die Arbeit mit wahrer

Hingabe verfaßt; überall entströmt ihr Wärme und Liebe für den Gegenstand.

Veranlaßt wurde sie durch den Umstand, daß die letztneue, verbreitete Geschichte des Berner Juras von Virgile Rossel seit längerer Zeit vergriffen ist. Sie bot nicht nur Anregung, sondern in mancher Beziehung auch Vorlage, so in der Stoffauswahl und der Kapiteleinteilung; im Wesen sind sich die beiden Werke sehr ähnlich. Dort wo Amweg abweicht, geschieht es ganz zu seinem Vorzug. Im Gesamtaufbau ist z. B. originell, daß der Stoff nach sachlichen Gesichtspunkten gegliedert ist und nur innerhalb diesen in chronologischer Reihenfolge. Für den damit verbundenen Nachteil, der in einigen Wiederholungen besteht oder in der Notwendigkeit, über eine bestimmte Epoche an mehr als einer Stelle nachschlagen zu müssen, entschuldigt sich der Verfasser von Anfang an. Einen Mangel wird darin niemand erblicken. Im Abschnitt über die Bischöfe findet man die Hauptvorkommnisse der Regierungszeit eines jeden kurz zusammengestellt. Eigen und sehr willkommen ist auch die ausführliche Zeittafel und ebenso schätzbar die farbige Übersichtskarte des Bistums mit den eingetragenen Grenzen der Herrschaften. Wie es für ein volkstümliches Buch paßt, enthält es sehr zahlreiche Illustrationen (gegen 200). Es fallen darin nur die übermäßig vertretenen Siegelwiedergaben auf (was wohl der Vorliebe des Verfassers für Siegelkunde zuzuschreiben ist), und ein gewisses Mißverhältnis in der Auswahl, indem z. B. für Pferdetypen ganzseitige Abbildungen aufgenommen wurden, manch anderes aber umsonst gesucht werden muß; überdies lassen einige, für die wahrscheinlich alte Clichés verwendet wurden, im Druck ziemlich zu wünschen übrig.

Gelegentlich weicht die Darstellung vom vorgenommenen Plane etwas ab und geht in der Schilderung sehr ins einzelne, bis zur Auswertung der Quellen und deren Zitierung. Solches geschieht, wie etwa in der Behandlung des Péquinathandels nicht zu ihrem Schaden. Auf der andern Seite müssen Gebiete, für die weniger ausführliche Vorarbeiten vorliegen, beinahe nur skizzenhaft ausfallen; der Verfasser weiß selbst, daß dies für die Kapitel über die Institutionen und die Wirtschaft zutrifft. Eine gewisse Uneinheitlichkeit ist die unvermeidliche Folge hievon. Das Buch hat deshalb hie und da mehr den Charakter eines Führers durch die interessanteren Geschehnisse der Vergangenheit als den einer «Geschichte des Bistums»; die am Schluß gebotene Sammlung kurzer Biographien bekannter Jurasser kann z. B. nur als kleines Nachschlagewerk verstanden werden, da es unzusammenhängende, nicht in den Geschichtsverlauf hineinverarbeitete Artikel enthält. Es fragt sich daher, ob für eine allseitige heimatkundliche Darstellung des Juragebietes nicht ein neuerer, gründlicherer Plan aufgestellt und seine Durchführung unter verschiedene Bearbeiter verteilt werden sollte. Ein Kenner mit dem umfassenden Wissen Amwegs wagte es hier nochmals, die Aufgabe allein zu lösen und dem Werk den Stempel seiner Eigenart aufzudrücken.

Biel.

Emil Audétat.

RICHARD ZÜRCHER, *Die künstlerische Kultur im Kanton Zürich*. Ein geschichtlicher Überblick. Zürich 1943. 268 S., 76 Abb.

Viele Zeugen einer reichen kulturellen Vergangenheit finden sich im Gebiet des Kantons Zürich. Die beiden bisher erschienenen Bände der «Kunstdenkmäler des Kantons Zürich» (je ein Band Stadt und Landschaft) geben einen ersten Ausschnitt, und man muß nur bedauern, daß der für Zürich zur Verfügung stehende Raum nicht größer ist. Das abgeschlossene Werk wird Voraussetzung und Grundlage bilden für eine umfassende Behandlung der Kunstwerke und des Kunstschaffens im Gebiet des Kantons. Richard Zürcher versucht nun im vorliegenden Buch, einem Auftrage der zürcherischen Erziehungsdirektion folgend, auf knapp bemessenem Raum von 268 Seiten eine Darstellung der «Künstlerischen Kultur» des Kantons Zürich zu geben. Dabei stellt er sich die Aufgabe, die künstlerischen Werke in den Rahmen der politischen Entwicklung Zürichs und der allgemeinen Geistes- und Kunstgeschichte zu stellen. In klarem Aufbau gliedert er sein Werk nach den Perioden zürcherischer Entwicklung. Innerhalb der Kapitel gibt er zunächst einen allgemeinen geistes- und kunstgeschichtlichen Abriß, um sich dann in einzelnen Abschnitten über Baukunst und Malerei zu äußern, was allerdings gelegentlich zu Wiederholungen führt. Das vom Verfasser gewählte Thema wirft zunächst die Frage auf, ob man überhaupt von einer künstlerischen Kultur des Kantons Zürich im Sinne eines geschlossenen Begriffs sprechen kann, sei es als einer von einem Mittelpunkt aus belebten oder in ihrer Gesamtheit auf ein auswärtiges Zentrum bezogenen Kunstentwicklung. Für das Mittelalter muß man dies auf alle Fälle verneinen, weil das spätere Gebiet des Kantons Zürich weder eine geographische noch politische Einheit bildete. Der Verfasser gibt denn auch für diese Zeit eine Darstellung der auf dem heutigen Gebiet des Kantons liegenden Kunstwerke und reiht sie in ihren besondern Zusammenhang ein. Weshalb allerdings für das Mittelalter das Kloster Rheinau mit keinem Wort erwähnt wird, ist nicht erklärlich. Auch späterhin bleiben im Zürchergebiet noch verschiedene auswärtige kulturelle Einflüsse bestehen, die sich auf einzelne Teile der Landschaft auswirken. Der Verfasser unterschätzt dies zweifellos im Bestreben, doch irgendwie den Begriff einer einheitlichen Kultur des von ihm behandelten Gebiets zu gewinnen. So ist z. B. der Schaffhauser Einfluß im nördlichen Kantonsteil (vor allem in den Landschlössern sichtbar) nicht einmal angedeutet. Trotzdem ist sich der Verfasser durchaus bewußt, daß Zürich immer nur einen Ausschnitt aus der europäischen Kunstentwicklung bildet, und er weist auf diese Zusammenhänge in erfreulicher Weise hin. Diese Betrachtungsart ist für die neuere Zeit im ganzen fruchtbar geworden. Zürcher ist überall bestrebt, sorgsam abzuwägen, doch will uns scheinen, daß das allseitige Abwägen gelegentlich zu farblosen und zu nichts verpflichtenden Urteilen führt. Immerhin sind die Beziehungen zu der Kunst der Zeit besser getroffen als die zur politischen und geistigen Entwicklung des Zürcher Staatswesens. Hier vermißt man oft das tiefere

Eindringen ins Werden und Wesen des Zürcher Stadtstaates. Das führt zu Unrichtigkeiten in der Darstellung der politischen Entwicklung. So wird der Bruch zwischen Römer- und Alemannenzeit, ältern Auffassungen folgend, zu stark betont. Im Mittelalter Zürich als Kantonshauptstadt zu bezeichnen, ist ein Anachronismus. S. 39 wird gesagt, Zürich hätte noch vor dem Alten Zürichkrieg mit der Erwerbung des Territoriums «begonnen», in Wirklichkeit war sie bis zu diesem Zeitpunkt zur Hauptsache abgeschlossen. Die Zeit vor dem Alten Zürichkrieg kann man nicht als «ritterliche Zeit» bezeichnen. Das Werk Bruns ist nicht eine «Zunftreform», sondern die Schaffung der Zunftverfassung; man muß also von einer Zunftrevolution sprechen. Die Bewertung des 17. und 18. Jahrhunderts bleibt vollständig in alten ausgefahrenen Geleisen. Mit Bezeichnungen wie «dumpf» und «puritanisch» wird man der Zeit keineswegs gerecht; ganz allgemein von einer «dumpfen Armut» der Landschaft im 16. und 17. Jahrhundert zu sprechen ist unrichtig, ebenso die Landgemeinden als rechtlos hinzustellen, wo doch eine rege Selbstverwaltung der Gemeinden bestand, die z. B. im Bau von Gemeindehäusern und Kirchen deutlich Ausdruck findet. Aus dieser Verkennung politischer Zustände entstehen Fehlbewertungen, wie etwa die der Zürcher Stadtbefestigung des 17. Jahrhunderts, in der sich ein neues Lebensgefühl offenbaren soll (was andern Ausführungen über die selbe Zeit übrigens widerspricht) und die gehalten sei «durch das über alles Irdische hinausweisende Gefühl des Gottesgnadentums» (S. 118), während sie zeitlich durchaus durch die Ereignisse, in ihrer Form aber durch die zeitgemäße Befestigungstechnik bestimmt ist. Man würde dem Buch im ganzen präzisere und sorgfältigere geschichtliche Grundlagen wünschen anstelle des zur Erklärung allzuhäufig herangezogenen «Lebensgefühls».

Die positive Seite des Buches liegt deshalb gerade nicht dort, wo versucht wird, die Kultur als Summe der geistigen, politischen und künstlerischen Kräfte zu begreifen, sondern in der Einzeldarstellung der Künstler und ihrer Werke. Dabei darf besonders die Behandlung der Winterthurer Künstler als gut gelungen bezeichnet werden. Die Würdigungen werden eindrücklich unterstützt durch eine große Zahl gut reproduzierter Tafeln, die vor allem da willkommen sind, wo sie wenig bekannte Werke zur Darstellung bringen.

Wie der Verfasser in der Einleitung erklärt, ist das Buch innerhalb Jahresfrist entstanden. Es kann leider nicht verschwiegen werden, daß die rasche Entstehung dem Werke fühlbar anhaftet. Es wäre ihm ein längeres Ausreifen zu wünschen gewesen. Wiederholungen, stilistische Entgleisungen bei sonst flüssiger Darstellungsweise, besonders aber zahlreiche Unrichtigkeiten, Ungenauigkeiten, Versehen und Druckfehler hätten sich dann vermeiden lassen. Sachlich ist unter anderem richtigzustellen, daß in der Kirche Brütten keine Fresken mehr vorhanden sind, weil diese 1907 abgebrochen worden ist, bei welchem Anlaß die Malereien erst entdeckt und ins Landesmuseum übergeführt wurden (S. 34). Die Kirchen Dättli-

kon und Fällanden werden zu Unrecht unter die Kirchen mit Turmchor eingereiht (S. 14). Völlig unrichtig ist sodann, wenn das Zürcher Spital mit dem Dominikanerorden in Zusammenhang gebracht wird (S. 27). Es handelt sich dabei durchaus um eine bürgerliche Gründung von Seiten der Stadt. Die Grabplatte des Leutpriesters Johann von Felben befindet sich nicht mehr in der Kirche Mettmensstetten, sondern im Landesmuseum (S. 43). S. 79 wird der von Chiavenna stammende Heinrich Pestalozzi als Tessiner bezeichnet. Der Zürcher Medailleur heißt Jakob Stampfer, nicht Stapfer (S. 85). Die Locarner kamen nicht im 17. Jahrhundert nach Zürich (S. 256), sondern 1555. Ein Werk David Vogels ist nicht die Kirche Rorbas, sondern Embach (S. 190). Das Kloster Rheinau ist nicht «1799 aufgehoben worden und 1862 vollständig in kantonalen Besitz übergegangen», sondern bestand nach dem kurzen Unterbruch der Helvetik weiter und wurde erst 1862 durch Großratsbeschluß säkularisiert (S. 133). Wenn man den künstlerischen Reichtum der Abtei als innerhalb des zürcherischen Kunstbesitzes fremdartig bezeichnen will, müßte man doch auch beifügen, daß Rheinau erst 1803 durch die Mediationsakte dem Kanton Zürich zugeteilt wurde. Das Kloster Rütli ist nicht 1308, sondern 1208 gegründet worden (S. 13), und Zwingli trat sein Amt am Großmünster nicht 1521, sondern 1519 an. Die Schleifung der Zürcher Stadtbefestigung wurde nicht bis 1833 durchgeführt (S. 117), sondern erst in diesem Jahr beschlossen und während der nächsten Jahrzehnte verwirklicht. Das Bau-datum des Rathauses wird zweimal falsch genannt, 1697 und 1699 (S. 121 und 137) statt 1698. Irrtümlich wird August Corrodi zeitlich neben Ulrich Hegner und David Hess gestellt. Die «Freundschaft» zwischen C. F. Meyer und Gottfried Keller gehört ins Reich der Sage; Max Zollinger bezeichnet ihr Verhältnis richtiger als «respektvolle Höflichkeit», da Keller «jede freundschaftliche Annäherung schroff abwehrte». Der Dichter J. C. Heer stammte nicht von Seen, sondern von Töss.

Ebenso störend wie diese Fehler sind offensichtliche Versehen, so wenn die Leonhardskapelle nach Außersihl verlegt wird (S. 53) oder von Balthasar Bullinger als Nachfolger Zwinglis gesprochen wird. S. 84 sind falsche Lebensdaten zu Hans Asper zugefügt und S. 105 wird Carl v. Ägeri ins 15. Jahrhundert versetzt, den Manesse wird eine Adelspartikel zuerkannt und bei den Zürcher Familien wird diese Partikel konsequent groß geschrieben. S. 89 wird statt Uetikon Uitikon geschrieben, was der Name einer andern Ortschaft ist. Stoßend sind Zitate wie «Kompendium Mundi» (S. 122) oder Schreibweisen wie «res publica» und «Antisten» als Plural für Antistes und die willkürliche Orthographie von Ortsnamen. Auch in der Ausarbeitung des Literaturverzeichnisses und der Zitierungsweise hätte man größere Sorgfalt gewünscht (Bezirk Knonau statt Affoltern!, ungenaue Erscheinungsjahre), und schließlich sind auch zu viele z. T. sinnstörende Druckfehler stehen geblieben (Kreuzgänge statt Kreuzzüge, Besteigung statt Befestigung, westlich statt wesentlich usw.). Ein Orts-, Personen- und Sach-

register ist für ein solches Werk, das auch als Handbuch zum Nachschlagen dienen soll, unerlässlich. Das alles tut dem Werk leider starken Abbruch.

Mit viel Fleiß und großer Liebe hat der Verfasser sein Thema zu meistern versucht. Die offenbar mit der Auftragserteilung in Zusammenhang stehende allzuschnelle Arbeitsweise hat den Erfolg sehr beeinträchtigt. Es ist dies zu bedauern, da der Verfasser ohne Zweifel ein befriedigendes Werk hätte schaffen können, wenn er die nötige Muße gehabt hätte, sich auch in ihm weniger vertraute Dinge einzuarbeiten und das Ganze sorgfältig auszufeilen.

Zürich.

Paul Kläui.

Scriptoria medii aevi Helvetica, Band V. Schreibschulen der Diözese Konstanz: Stift Einsiedeln, Kirchen und Klöster der Kantone Uri, Schwyz, Glarus, Zug. Herausgegeben und bearbeitet von ALBERT BRUCKNER. Verlag Roto-Sadag A. G., Genf 1943.

Wenn auch all das, was von der emsigen Tätigkeit unserer klösterlichen Schreibstuben geblieben ist, nur einen Teil eines einstmaligen Bestandes darstellt, so hat es doch jenes «*fatum*», das nach dem Vers des Terentianus Maurus über den Büchern schwebt, mit dem schweizerischen Scriptorium noch gut gemeint, da durch eine merkwürdige Fügung sich die bedeutendsten Bestände der erhaltenen Buchmalerei zu einer chronologisch geschlossenen Reihe zusammenfügen: die karolingische Epoche vertritt einzigartig an Glanz und Fülle St. Gallen, dann folgt Einsiedeln als Hüter von Werken der frühromanischen Zeit, um für das 12.—14. Jahrhundert schließlich von Engelberg abgelöst zu werden. Nachdem Bruckner in Band II und III seines großen Handschriftenkorpus Geschichte und Werk der St. Galler Schreibstube dargestellt (vgl. die Besprechung in Jahrgang XVIII S. 99 f. und XIX S. 210 ff.), ist der Hauptteil eines an Umfang doppelten Faszikels nun der Darstellung des Einsiedler Scriptoriums und der Stiftsbibliothek in ihrer Entwicklung bis ins 17. Jahrhundert gewidmet.

Der Faden konnte hier bei dem Erzvater des Klosters, beim hl. Meinrad selbst, angesponnen werden, von dem die Tradition wissen will, daß er in den Nachtstunden seines Einsiedlerlebens dem Abschreiben von Büchern oblag. Den Schluß, daß einige der noch vorhandenen Codices dieser Zeit von seiner Hand stammen, wagt allerdings Bruckner nicht. Dies ist umso verständlicher, als ja sogar der Besitz der einschlägigen Bände dem hl. Eremiten schon deshalb nicht mit völliger Sicherheit zugeschrieben werden kann, da zwischen dem Aufenthalt des hl. Meinrad im «*Finstern Wald*» und der Niederlassung des Bischofs Benno an der gleichen Stelle eine *Zaesur* von mehreren Jahrzehnten klafft und wir nicht wissen, was mit der Habe des ersten Eremiten geschehen ist.

Die Gründung eines eigentlichen Klosters durch den Straßburger Dompropst Eberhard (Diplom vom 17. Oktober 947) folgte aber alsbald nach Bruckners bestimmt geäußerter und glaubhaft begründeter Meinung auch

die planmäßige Einrichtung eines Scriptoriums noch unter dem ersten Abt Eberhard († 958) mit einer zunächst kleinen Anzahl von Schreibern. Paläographisch erkennt der Verfasser einen intimen Zusammenhang mit der unter Salomon III. in St. Gallen gepflegten karolingischen Minuskel, die in Einsiedeln ebenso wie an der Steinach gegen das Jahrtausendende insulare Einflüsse spüren läßt. Bruckner weiß auch einen offenbar führenden Einsiedler Schreiber dieser Epoche zu nennen: es ist Vigilius, dem Namen nach wohl ein Räter, der jedoch auch aus dem Kloster St. Gallen zugekehrt sein kann, dem bekanntlich zahlreiche Mönche dieses Volkes angehörten.

Kein Geringerer als der hl. Wolfgang, der nachmalige Bischof von Regensburg, der unter Abt Gregor um 965 in das Stift eintrat und als Leiter der Klosterschule wirkte, brachte dann das dortige Scriptorium zu breiterer Entfaltung, sodaß man schon gegen Ende dieses Jahrhunderts hier eine auffallend große Anzahl von Kalligraphen in organisierter Arbeitsteilung beschäftigt sieht. Zum Scheitel seiner Entwicklung stieg jedoch das Einsiedler Scriptorium in der Mitte des 11. Jahrhunderts empor, und in dieser Epoche ist es denn auch, daß — gleichsam als Manifestation eines hochgespannten Willens — die bekannte «Riesenbibel» entsteht, ein Foliant von beinahe einem halben Meter Höhe mit 484 Seiten. Die über den Kalligraphen waltende Anonymität wird nur in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts einmal mit der Nennung eines erlauchten Namens durchbrochen: Frowins, des Begründers der Engelberger Schreibschule, der für wenige Jahre in Einsiedeln weilte und hier deutliche Spuren seines Wirkens hinterließ, deren Nachweis Bruckner über das bisher Bekannte hinaus zu erweitern vermochte. Schon am Ende dieses Säkulums aber entschwindet die Tätigkeit der einheimischen Schreibschule unserem Blick so vollständig, daß sich nicht einmal sagen läßt, ob im 13. und 14. Jahrhundert in Einsiedeln überhaupt eigene Codices entstanden.

Nicht mehr durch selbständige Produktion, sondern durch eifriges Sammeln, durch Erwerbungen eigens ausgesandter Einkäufer wie durch Vermächtnisse und Schenkungen äufnet hinfort das Stift seinen Bücherbesitz und demgemäß wird nun auch Bruckners Darstellung ausschließlich zur Bibliotheksgeschichte, die er über das Mittelalter hinaus bis zum Ende der Regierungszeit des Abtes Augustin I. Hofmann (1600—1629) verfolgt. Dabei sucht er in gründlicher und mühsamer Untersuchung jeweils die Herkunft der einzelnen Bände nach Möglichkeit zu klären. An Stelle von Schreibern lernen wir jetzt Bibliothekare und ihre Bemühungen um die Verwaltung und Ordnung der Bestände kennen: im 14. Jahrhundert einen Rudolf von Radegg, auch jenen Heinrich von Ligerz, dem schon P. Gabriel Meier eine besondere Studie gewidmet, oder im 17. Jahrhundert Christoph Hartmann, den Verfasser der «Annales Heremi». Die schon in den bisherigen Bänden erkennbare Bemühung des Autors, von dem Zeitpunkt der Zugänge ein möglichst klares Bild zu gewinnen, auch wenn — wie hier — Zuwachsverzeichnisse fehlen, wächst sich immer mehr zu einem Beitrag an die schweizerische Bildungs- und Geistesgeschichte aus. So ist es reizvoll, durch diese

Nachweise in die Bücherwelt des bedeutenden Frühhumanisten Albrecht von Bonstetten (1441 bzw. 1445—1504) hineinzublicken, oder zu sehen, wie im Zeitalter der Gegenreformation — unter dem genannten Abt Augustin I. — das Streben nach vertiefterer Ausbildung der Konventualen in der Begründung einer wissenschaftlichen Bibliothek zum Ausdruck kommt. Welchen Umfang die Bücherei damals angenommen, wird schon äußerlich daran sichtbar, daß man nun (1602) einen eigenen Bibliotheksbau aufführte, der Allgäuer Meistern anvertraut wurde.

Wenn Bruckner in seinem Vorwort den Wunsch ausspricht, daß es ihm geglückt sein möge, das Bestehen des Einsiedler Scriptoriums von der Klostergründung, um die Mitte des 10. Jahrhunderts, an bis ins 12. hinein nachgewiesen zu haben, so darf ihm die Erreichung dieses Ziels wohl ohne Zaudern bestätigt werden. Daß dies bei der Bedeutung des Stiftes nicht erstaunen kann, sagt Bruckner selbst mit Recht, und so ist denn auch von den Autoren, die sich mit der Einsiedler Buchmalerei bisher befaßt haben (Rahn, Birchler, De Wald, Gantner) die Existenz dieser Schule mehr oder weniger stillschweigend zur Voraussetzung ihrer Darstellungen gemacht worden. Was jedoch die Wertung der Leistung anbelangt, so stellt Bruckner die Forderung, daß man den «komplizierten Komplex der salischen Buchmalerei unter voller Berücksichtigung der Einsiedler Schule hinsichtlich der Initialenornamentik und Miniaturkomposition» werde neu beleuchten müssen. Er betont dabei, daß man bei der führenden Stellung Einsiedelns in dieser Epoche auch einen stärkeren künstlerischen Einfluß auf die süddeutschen Benediktinerklöster in der Zeit von 1000—1150 werde annehmen dürfen, als es bisher geschah. Insbesondere sei dieses Stift offenbar an der Ausbildung und Fortentwicklung der romanischen Zierornamentik — zumindest neben Reichenau — hervorragend beteiligt gewesen. Es wird abzuwarten sein, was die Spezialforschung hierzu zu sagen hat. Die Beziehungen zu den Hirsauer Klöstern sind ja auch bisher nicht ganz unbeachtet geblieben, da schon darauf hingewiesen wurde, daß die Zierornamentik einer ehemals Zwiefaltener Handschrift der Hirsauer Schule (des Stuttgarter Passionale) auf den Initialstil eines Einsiedler Codex (St. Gall. 21) zurückgeht. Vielleicht dient die Arbeit Bruckners dazu, die weitere Untersuchung dieses Problems vorwärts zu treiben.

Hinsichtlich des Verhältnisses zu Reichenau indessen scheint die herrschende Anschauung, die eine deutliche Abhängigkeit der Einsiedler Buchmalerei vom Inselkloster sieht, kaum einer Revision zu bedürfen. Daß es sich um eine echte Ableitung handelt, dürfte gerade an den Codices aus der Anfangszeit Einsiedelns sichtbar werden, die von der Forschung zu den Werken des Reichenauer Miniaturisten Eburnant in Beziehung gesetzt wurden. Sie zeigen die gleichen Formelemente wie der Gero-Codex dieses Malers, denselben Faltenstil, die gleiche Auffassung des Körperlichen in der Haltung und den Details, etwa den unter stark gezogenen, beinahe in reinen Halbkreisen geführten Brauen liegenden tiefen Augenhöhlen, dem Schnitt

der langen geraden Nase und des kurzen Mundes, den schlangenförmig aus gepolsterten Händen wachsenden Fingern, aber alles mit spürbar geringerer Energie, bald aufgeweichter und gleichsam aus der Form geraten, bald auch übertrieben, so etwa bei den wie Brillen wirkenden Augen im Bild der Paulus-Predigt des Cod. 78. Wie dies eben geschieht, wenn übernommenes Kunstgut sich von der Empfindung löst und in Manier übergeht. —

Wie immer in dieser an Verdiensten reichen Publikation werden die Darlegungen des Autors von vortrefflichen großen Abbildungen unterstützt, auf deren Ausführung der Verlag alle Sorgfalt gewandt hat. Für die Paläographie stellen sie die ersten nach Zahl und Originaltreue ausreichenden Unterlagen für eingehendes Studium des Einsiedler Scriptoriums dar; aber auch die Miniaturen, die zum Teil aus anderen Publikationen bekannt sind, können erst hier in allen Einzelzügen wirklich aufgenommen werden. Um zu zeigen, daß dem interessierten Leser diese Möglichkeit zu genauerer Betrachtung auch Beobachtungen eintragen kann, die zwar nur am Rand der eigentlichen Kunstgeschichte liegen, aber doch nicht ganz ohne Belang sind, soll — in Ergänzung der Brucknerschen Beschreibungen — noch kurz auf das ganzseitige Eingangsbild zu den «*collationes patrum*» des Cassianus (Cod. 255) hingewiesen werden (Tafel XV). Man sieht hier in der Mitte des Blattes, von einem Kreis umschlossen, den schreibenden Johannes Cassianus, in den Eckquartieren aber vier mit den Namen Piamun, Johannes, Pinufius und Theonas bezeichnete Äbte, die Autoren der in jenem Codex behandelten vier *Collationes*. Zwei Details werden hier jenem, der sich mit liturgischen Ausstattungen beschäftigt, bemerkenswert erscheinen: das Gewand dieser ägyptischen Äbte und ihr Stab; denn man darf ja wohl annehmen, daß beide hier so dargestellt sind, wie sie im 10. Jahrhundert — also zur Zeit der Entstehung jener Miniatur — noch getragen wurden. Diese Bekleidung zeigen die Bilder nun mit aller Deutlichkeit: über einem fußfreien Untergewand tragen die Mönche eine kurzärmelige geschlitzte Tunicella (*Dalmatica*) aus weichem Stoff, wohl Wollzeug, die mit der Kapuze zusammen ein Stück bildet. Die beiden oberen Äbte haben sie über den Kopf gezogen, die unteren zurückgeschlagen. Paramentengeschichtlich wichtig ist dabei, daß wir hier nicht eine mönchische Cappa vor uns haben, die eine Verbindung der Kapuze mit einem Radmantel ist und sich im Pluviale weiterentwickelt (vgl. J. Braun, *Die liturg. Paramente*, 1914 S. 120), sondern ein mit der Kapuze zusammenhängendes Obergewand mit Ärmeln, ein liturgisches Kleidungsstück, das meines Wissens bisher noch nicht beschrieben worden ist. Was nun den Abtstab anbelangt, so sehen wir ihn bei den beiden oberen Gestalten in der üblichen spiraligen Krümme enden, bei den unteren aber schließt er T-förmig mit einer einfachen geraden Krücke ab, sicher wohl ein Zeichen, daß damals beide Typen nebeneinander noch allgemein gebräuchlich waren.

Endlich sei noch auf ein Detail, das eine alte ikonographische Kontroverse berührt, verwiesen, nämlich die merkwürdige Variante, daß nur bei den zwei oberen Äbten die Nimben rund dargestellt sind, bei den unteren

jedoch viereckig. Wie bekannt, ist die Ansicht so gut wie unbestritten, daß der viereckige Nimbus in der abendländischen christlichen Kunst nur lebenden Personen, insbesondere den Stiftern der betreffenden Bildwerke, zugeeignet wird. Dies liegt in unserem Fall nicht vor; denn es handelt sich um heilige Personen, die mehr als ein halbes Jahrtausend vor Entstehung dieser Malereien gelebt haben. Nun ist aber unschwer zu erkennen, wie der Einsiedler Miniator auf diese Form verfallen ist. Der viereckige Nimbus scheint in der deutschen Kunst fast unbekannt zu sein, kommt jedoch gerade in der Reichenauer Buchmalerei vor und zwar im Codex Egberti als Auszeichnung des Donators. Von dorthin mag als schon nicht mehr ganz richtig verstandenes und nur als Variationsmöglichkeit verwendetes Detail (dieser Wunsch nach Variation drückt sich ja auch im Wechsel der Abtstöcke aus) jene Nimbusform in die Einsiedler Schreibschule gelangt sein. Auch diese Beobachtung führt uns also auf einen Nebenpfad zurück zu der Frage der künstlerischen Abhängigkeit der Buchmalerei Einsiedelns von der Reichenau. —

Das Handschriftenverzeichnis hat der Autor diesmal in dem Sinne begrenzt, daß er nur die Einsiedler Manuskripte des 10. bis 12. Jahrhunderts aufnahm, die jüngeren Codices aber im Text besprach. Nachdem der Katalog von P. Gabriel Meier nur die Nummern 1—500 des Einsiedler Bestandes behandelt, hätte dem Leser vielleicht ein weiterer Ausbau des Verzeichnisses unter entsprechender Entlastung des allgemeinen Teiles die Übersicht erleichtert. Doch sei dies nur am Rande angemerkt, uneingeschränkt aber die Dankbarkeit gegenüber dem unermüdlichen Autor für dieses immer eindrucksvoller sich entwickelnde Werk, das auch über die Grenzen der Schweiz hinaus zum unentbehrlichen Rüstzeug für die Erforschung der mittelalterlichen Handschriften gehören wird.

Zürich.

Erwin Poeschel.

MEDARD BARTH, *Die heilige Odilia, Schutzherrin des Elsaß. Ihr Kult in Volk und Kirche*. Straßburg 1938. 2 Bände, 533 und 349 S.

MEDARD BARTH, *Der heilige Arbogast, Bischof von Straßburg. Seine Persönlichkeit und sein Kult*. Kolmar i. Elsaß. 238 S. (= Archiv für Elsässische Kirchengeschichte, hg. von J. Brauner, 14. Jahrgang). 1940.

Die beiden vorliegenden Arbeiten gehören in das Gebiet der Patrozinien-Forschung bzw. der Kultwanderungen, von denen unlängst Georg Schreiber eingehend gehandelt hat (Archiv für Kultur-Geschichte, Band XXXI, 1942, 1—40). Schreiber unterscheidet eine doppelte Wanderung: eine Süd-Nordlinie (von Italien aus) und eine West-Ostlinie. Letztere greift von Aquitanien, der Touraine, von der Rhone und Seine nach Rhein, Weser und Elbe und später darüber hinaus. Er nennt als Beispiele für diese zweite Wanderung Martin von Tours, Dionysius von Paris, die merowingischen Heiligen. Die Heiligen, deren Kultwanderung Barth beschreibt, entstammen dem fränkischen bzw. deutschen Sprachgebiet und ihr Kult beschränkt sich auch bis auf die neueste Zeit auf das deutsche Gebiet.

1. Die hl. Odilia.

Nach einer Einleitung bzw. Einführung von 72 Seiten behandelt der erste Teil den Kult der Heiligen im Mittelalter, der zweite den Kult in der Neuzeit. Im ersten Teil wird unterschieden der Kult vom 8. Jahrhundert bis zur Mitte des 14. und die Hochblüte von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zur Reformationsperiode. In allen 3 Fällen werden der Reihe nach durchgegangen: die Wallfahrt zum Grabe der hl. Odilia, die Entfaltung des Kultes, liturgische Verehrung, Weiterbildung der Legende, bildliche Darstellungen, die Heilige im Volksbrauchtum, die Gesamtbewegung des Kultes. Ein zweites Kapitel des 2. Teiles behandelt «Sonderformen des neuzeitlichen Kultes», nämlich das Landespatronat und seine Auswirkungen, die Landesheilige in Dichtung und Kunst, der 1200. Todestag der Landespatronin. Der zweite Band bringt als dritten Teil Regesten zur Kultgeschichte der hl. Odilia (1249 Nummern!), handschriftliche Viten bzw. Legenden der Heiligen, Nachträge zur Darstellung, Odilienschrifttum, weitere Nachträge (weitere 159 Regestenummern, usw.) und als Anhang 48 Tafeln mit 83 Abbildungen und 4 Kultkarten. Diese Kultkarten sind besonders wertvoll, sie geben mit einem Blick Übersicht über die gesamte Verbreitung des Kultes. Und da ergibt sich ein überraschendes Bild: der Kult ist im wesentlichen beschränkt auf das deutsche Sprachgebiet, ja, das Elsaß kann, was die Zahl der Kultstätten betrifft, mit dem Schwabenland nicht konkurrieren. Das ändert sich mit der Reformation: jetzt ist es vor allem das Elsaß, das nach dem Odilienberg pilgert. Auch der Gegenstand des Kultes nimmt in etwa eine andere Gestalt an. Im Mittelalter ist St. Odilia die große Volksheilige, die man bei Augenkrankheiten anruft, darin lag es, daß ihr Kult eine so gewaltige Ausdehnung genommen hat. Jetzt wird sie vor allem verehrt als die Schutzheilige des Elsaß. Erst recht seit 1871, als das Elsaß an Deutschland gefallen war, und nach 1918 bekommt die Verehrung einen stark patriotischen Einschlag. Die Verehrung wird nunmehr auch nach Frankreich getragen, das bisher so gut wie gar nicht daran beteiligt war.

Barth wollte «ganze Arbeit» machen, wie er sich namentlich gegenüber J. Clauss (Die Heiligen des Elsaß: Forschungen zur Volkskunde, hg. G. Schreiber, Heft 18/19, Düsseldorf 1935) ausdrückt. So hat er in jahrelangem, mühsamem Suchen ein gewaltiges Material zusammengetragen. Man wird das Werk mit Nutzen zum Nachschlagen gebrauchen können. Überall stößt man auf interessante Dinge: warum die Verehrung der hl. Odilia z. B. im Rheinland wenig Anklang gefunden hat (Konkurrenz mit der hl. Luzia), dagegen in Bayern (nach der Legende in Bayern aufgewachsen), im slawischen Osten: hier hätte der Verfasser hervorheben sollen, daß diese Verbreitung wohl von der deutschen Bürgerschaft ausging, die gerade in Krakau im 15. Jahrhundert sehr zahlreich war. Merkwürdig ist, daß die Heilige im Elsaß im Mittelalter eine verhältnismäßig geringe liturgische Verehrung genießt, es ist die Volksfrömmigkeit, die die Verehrung gefördert hat.

Barth schreibt mit Wärme von der Schutzheiligen des Elsaß, er ergeht sich gern in breiten Ausführungen, Zweck des Buches ist ja, «der Schutzherrin des Elsaß neue Verehrer zuzuführen und ihr weitere Kultgebiete zu erschließen» (Vorwort). Er wendet sich nicht nur an fachwissenschaftliche, sondern vor allem an weitere interessierte Kreise.

Der Darlegung der Kultausbreitung schiebt der Verfasser eine Einführung über die Heilige selber voraus, deren Inhalt in der Überschrift angedeutet wird: Die hl. Odilia, Tochter des Herzogs Attich und erste Äbtissin von Hohenburg und ihre Vita. Es handelt sich um die Geschichtlichkeit der Heiligen. Barth gibt zu, daß zeitgenössische Zeugnisse fehlen, glaubt aber trotzdem auf indirektem Wege zu positiven Ergebnissen gelangen zu können. Der ernst zu nehmende Kritiker, mit dem er es zu tun hat, ist Wilhelm Levison, der 1913 die Vita der Heiligen kritisch in den *MGSS rerum Merovingicarum* 6, 24—50 herausgab. Nach ihm ist eine gewisse Odilia mit den Anfängen des Klosters verwachsen, er hält es aber nur für ziemlich wahrscheinlich, daß das Kloster im 7. Jahrhundert von Herzog Attich gestiftet wurde und daß Odilia dessen Tochter war. Barth hat seine Ansicht in dem erwähnten Titel niedergelegt. Er macht sich die Beweisführung nicht leicht. Es hätte sich aber m. E. empfohlen, die wirklich stichhaltigen Argumente kurz zusammen zu fassen und ganz späte Dokumente und nebensächliche Dinge weg zu lassen, betont er doch selber, daß er die Geduld und Ausdauer des Lesers auf eine harte Probe gestellt habe (I, 68). Liturgisch wurde Odilia (um 720) bereits im 10. Jahrhundert verehrt, Wallfahrten zu ihrem Grabe sind bereits vor 900 bezeugt. Analogien für ihre historische Persönlichkeit ergeben sich aus den elässischen Frauenklöstern St. Stephan in Straßburg, Erstein und Andlau: in allen Fällen handelt es sich um Frauen, die mit der Gründung eines Klosters aufs engste verwachsen sind. Oder, wie sich Barth in seinem Buche über St. Arbogast S. 57 ausdrückt: «Im 6. Jahrhundert war es in Rom und anderorts Brauch, Gründern von Kirchen, deren Gedächtnis anfänglich nur die Feier eines 'Anniversars' festhielt, den Titel 'heilig' zu verleihen. Diese Vorstellung von Stiftern und Heiligen hat sich bald darauf auch die fränkische Kirche zu eigen gemacht.» Man wird der Beweisführung Barths doch wohl beipflichten dürfen.

2. Der hl. Arbogast.

Von anderer Art ist das zweite Buch. «Kultisch gemessen, nimmt sich St. Arbogast neben der Riesengestalt Odilias, der Volksheiligen, wie ein winziges Wesen aus» (Vorwort S. VII). Die Nachrichten über Arbogast sind äußerst dürftig, so daß man bis in die neueste Zeit hinein sogar seine Geschichtlichkeit angezweifelt hat. Im ersten Abschnitt (S. 3—23) ist alles zusammengestellt: Bischof von Straßburg Mitte des 6. Jahrhunderts, vornehmer Franke, vorher kein Einsiedler, Organisator der Diözese; er errichtet das erste Marienmünster in Straßburg in den Resten des römischen Fahnenheiligtums im Prätorium, weiter das Stift Surburg und das Arbo-

gastkloster vor Straßburg, vielleicht auch die Straßburger Martinskirche (S. 13 ff.) Arbogast ist vor allem der Heilige des Straßburger Domstifts, das er reichlich mit Gütern ausstattete. Das dürfte das Wichtigste sein, das auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann. Die Verehrung Arbogasts geht vom Domstift aus, sie findet sich daher in den Eigenkirchen des Domstiftes, dann in den benachbarten Domstiften aus «freundnachbarlichen» Beziehungen (S. 73, 77, 79) sowie in Benediktinerklöstern durch Beziehungen mit Surburg, das später diesem Orden angehörte, und mit dem Arbogastkloster, das sich den Augustinerchorherrn anschloß. 5 Kultkarten am Schluß des Buches erläutern recht gut die Sachlage. Volksheiliger ist Arbogast nie geworden. Nach 1600 wird er auch Patron der Diözese Straßburg, ohne daß deswegen sein Kult ins Volk eindringt. Kapitel 2: Entstehung der Vita usw. ist für den Historiker aufschlußreich: je weiter man sich von der Zeit des Heiligen entfernt, um so mehr nehmen die Nachrichten zu. In den Regesten (S. 149—214, 134 Nummern) ist ein reichhaltiges Material zusammengetragen. Ich mache besonders aufmerksam auf Nr. 132 (S. 212), wo die «manchmal unehrlichen Praktiken Grandidiers auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft» gebührend gekennzeichnet werden. 5 Kultkarten und 54 Illustrationen im Anhang sind wertvolle Beigaben. Alles in allem eine ernste, aufschlußreiche Darstellung.

Freiburg i. Ü.

P. Gabriel M. Löhr.

Der selige Frowin von Engelberg. Ein Reformabt des 12. Jahrhunderts, 1143—1178. Gedenkblätter zur achthundertsten Wiederkehr seines Amtsantrittes. Dargeboten von Mönchen der Abtei Engelberg. Stiftsdruckerei Engelberg 1943, 53 S.

Diese Schrift illustriert an einem konkreten Beispiel in selten anschaulicher Weise, was das eigentlich heißt, wenn die Geschichte von einem «Reformabt», der «Neugründung eines Klosters», einer «aufblühenden Schreibschule» etc. spricht. Doppelt wertvoll ist sie deshalb, weil die Tätigkeit Abt Frowins bis heute noch keine zusammenfassende Darstellung gefunden, und doch gehören er und sein Kloster zu den geistigen Triebkräften der Urschweiz.

Ein einleitender Aufsatz von Abt Leodegar Hunkeler, «Vor achthundert Jahren» (S. 4—6) zeichnet den äußeren Lebensweg des zweiten Engelberger Abtes, der wohl um 1120 in St. Blasien Mönch geworden, später in Einsiedelns Schreibschule tätig gewesen (Cfr. Bruckner, *Scriptoria*, H. V, S. 50—53) und um 1143 (sicher vor 1148) die Leitung der Sellenbürenstiftung übernahm. Frowin starb am 27. März 1178 und genoß seit dem beginnenden 17. Jahrhundert in seinem Kloster die Verehrung eines «Hausseligen».

Ein zweiter Aufsatz, «Frowin als Mönch und Abt» (S. 7—17), gleichfalls aus der Feder des derzeitigen Engelberger Abtes, bringt Frowins Auf-

bauarbeit in Zusammenhang mit der großen monastischen Reformbewegung, die von Cluny aus über Fruttuarja um 1075 auch St. Blasien, Frowins Mutterkloster, erfaßte. Das Ergebnis von Frowins eigener Reformarbeit waren u. a. die Sicherung der schwer bedrohten Rechtslage des Stiftes durch eine Bulle Papst Adrians IV. von 1157, der Ausbau der Liturgie, die eigene Schreibschule, die Aufführung einer Klausurmauer und die Hebung der Landwirtschaft im Hochtal (möglicherweise durch Zuzug von «Walsern»). Im ganzen erscheint er mithin als ein Eiferer des klösterlichen Lebens, der trotzdem «nicht den Blick für die geistige und materielle Kulturarbeit eines benediktinischen Klosters verlor» (S. 15).

P. O t h m a r B a u e r zeigt in seiner Skizze, «Der selige Frowin im Geistesleben des 12. Jahrhunderts» (S. 18—25) überzeugend, wie Engelbergs aufgeschlossener geistiger Führer nicht nur ein Zeitgenosse der Früh-scholastik war und durch die vielen, in der eigenen Schreibstube kopierten Werke seinen Mönchen den Zugang zum Geistesgut ihrer Zeit ermöglichte (Logica nova des Aristoteles, Anselm, Bernhard, Viktoriner), sondern auch durch zwei bedeutende eigene Werke (bis heute ungedruckt, Auszüge in Migne PL 179, col. 1801—1812) sich Verdienst und Ruhm erwarb. Die «Explanatio Dominicae Orationis quae est Paternoster» (Einsiedeln Ms. 240) ist nach P. Othmars mehrjährigem Forschungsergebnis eine «selbständige Auswahl und Zusammenstellung von Vätersentenzen, die sich auf dem Grundplan der sieben Vaterunserbitten zu breiten und umfangreichen Erörterungen auswuchsen» (S. 24). Seine noch bedeutendere zweite Arbeit: «De Laude Liberi Arbitrii libri septem» (Engelberg Cod. 46) ist ein Lob auf die Größe des menschlichen Geistes, «eine weitausholende, das natürliche und übernatürliche Wissen umfassende Summe» (S. 25). Trotz mancher, den meisten Frühscholastikern anhaftender Mängel, wie Breite, Unübersichtlichkeit, Wiederholungen, ungenaue Formulierung, darf Frowin im ganzen doch als ein Mann bewertet werden, «der als Gottesgelehrter und christlicher Humanist im Geistesleben seiner Zeit eine beachtenswerte Stelle eingenommen hat» (S. 25).

P. E p h r e m O m l i n s Arbeit, «Abt Frowin als Gründer der Engelberger Schreiberschule» (S. 26—35) bietet eine exakte kalligraphische Analyse und Würdigung der ca. 45 noch erhaltenen Frowincodices (36 davon in Engelberg). Omlins Untersuchungen zeigen, daß Frowin nicht, wie R. Durrer glaubte, als der Hauptzeichner der Schule gelten kann; wohl aber war er der richtungweisende Initiant im Schaffen von gut zwölf verschiedenen, bis auf Rîchene namenlos gebliebenen, Kalligraphen. Er ist somit doch der Schöpfer von Engelbergs «eigener Schule mit charakteristischer Sonderprägung» (S. 33), ohne dabei seine starke künstlerische Abhängigkeit von Hirsau zu verleugnen. Als Ganzes sind die Frowincodices «aufschlußreiche Zeugen der Entwicklungsstufen von der romanischen zur früh- und hochgotischen Stilepoche» (S. 35). Zudem zeigen sie, «wie selbst ein verlorenes Bergkloster im Mittelalter den künstlerischen Zeitströmungen

sich offenhielt» (S. 35). Acht beigegebene Abbildungen und sechs Rankenwerk-Initialen der Schule geben Omlins Ausführungen anschauliche Klarheit.

Ein letzter Beitrag aus der Feder des verdienten Mabillonforschers P. Gall Heer, «Ein großer Schüler Abt Frowins, P. Ildephons Straumeyer, 1701—1743» (S. 36—43) gedenkt pietätvoll des 200. Todestages des «zum mindesten geistesverwandten» Frowinschülers. Erstaunliche Vielseitigkeit und «fast beispielloser Eifer» ließen den Engelberger Kapitelssekretär, Archivar und Direktor der äbtlichen Kanzlei in zwei kurzen Jahrzehnten in Form von Tagebüchern, Nekrologien, rechtlichen Abhandlungen usw. Werke schaffen, die der Kloster- und Talgeschichte eine Fülle «unersetzlichen historischen Materials sicherten» (S. 43).

Wer diese geschmackvolle und mit Anmerkungen (S. 44—53) wissenschaftlich gediegen unterbaute Festschrift durchgeht, findet leicht die Antwort auf jene Frage, die P. Berchtold Bischof in einem sinnvollen Prolog Abt Frowin in den Mund legt: «Klein ist die Stube. Meine Jahre eilen. Wer wird vollenden, was mir leer geblieben?»

Einsiedeln.

P. Ludwig Räber.

KARL MEYER, *Der Freiheitskampf der eidgenössischen Bundesgründer*. 80 S. Frauenfeld 1941.

Jeder Historiker, dem Wissenschaft eine Verpflichtung bedeutet, befindet sich diesem Werke gegenüber in einem Zwiespalte. Auf der einen Seite packt ihn die eindruckliche Darstellungsgewalt und vor allem die ethische Grundhaltung, die überall spürbar aus dem Text herausleuchtet. Auf der anderen aber geht das Überschreiten der Grenzen der objektiven Geschichtswissenschaft wider sein Pflichtgefühl und das Übermarchen geschieht in solchem Ausmaße, daß es nicht unerwähnt bleiben darf.

Wie einst bei der kleinen Zentenarschrift zum Abschlusse des Luzernerbundes ist auch diesmal Karl Meyer in der volkstümlichen Zusammenfassung seiner wissenschaftlichen Arbeit über den Ursprung der Eidgenossenschaft (Zeitschr. f. Schweiz. Gesch. 21 (1941), S. 285 ff.) ein Meisterwerk politischer Geschichtsdarstellung gelungen. Einprägsam und ideenreich gestaltet, steht der Werdegang der ältesten eidgenössischen Bündnisse vor den Augen des Lesers, wie wenn er Augenzeuge wäre. Der Stil entspricht dem Inhalt. Knappe, klare Sätze, oft von eindrucklicher Fassung, erleichtern das Miterleben. Überall aber spürt man des Verfassers Gefühle und sein Empfinden, sein Sorgen und Bangen um unsere Heimat und sein Ermahnen, das Erbe im gleichen Geiste zu wahren, wie es die Väter taten. Das kleine Büchlein mit den wenigen Seiten ist sicherlich das beste Werk in dem ganzen, großen und reichhaltigen Schrifttum staatspolitisch-erzieherischen Charakters der letzten Jahre.

Wenn aber der Historiker Sätze liest wie: «Führer und Volk waren unerschrocken und ausdauernd» (S. 76), «... auf dem Rütli traten jeweilen die Leiter der Ortsgruppen zusammen, erstatteten ihre Berichte über das

Treiben herrschaftlicher Amtsleute, über die fremden und einheimischen Söldlinge des Gegners und trafen ihre Maßnahmen» (S. 37), «Wider eine andere Wühlarbeit der fremden Staatsleiter: gegen die Werbung von Parteilgängern in der Urschweiz, den Versuch, durch Landesverräter die Widerstandskraft der Eidgenossen zu erschüttern, richteten sich schon die Satzungen der beiden ältesten Bünde und ...» (S. 77), «Die Nerven der Talleute hielten allen Proben stand» (S. 76), dann erkennt er, daß es sich hier nicht nur um Sprachgut, sondern auch um Ideengut der Gegenwart handelt. Es ist das auch keineswegs etwa nur Beiwerk, sondern derartige Gedanken bestimmen bis ins Einzelne den Wandel der Anschauungen Karl Meyers von der Entstehung der Eidgenossenschaft, der in den letzten Jahren vor sich ging. Besonders die überstarke Betonung der tatsächlichen Unabhängigkeit vom Reiche und das «tiefe Mißtrauen» gegen das Reich finden keinerlei Begründung in den Geschichtsquellen. Da der «Freiheitskampf der eidgenössischen Bundesgründer» jedoch in wissenschaftlicher Beziehung keinen Eigenwert beansprucht, sondern auf der großen Arbeit über den Ursprung der Eidgenossenschaft beruht, sei eine kritische Würdigung des Sachinhaltes und der Methode einer eigenen größeren Studie vorbehalten.

Besonders wichtig ist es jedoch, daß man erkennt, daß Karl Meyer in einem wesentlichen Punkte den Standpunkt der Objektivität der Geschichtswissenschaft verlassen hat. Im Gegensatze zwischen den Eidgenossen und den Habsburgern nimmt er persönlich für die Eidgenossen und gegen die Habsburger Partei und bei der ihm eigentümlichen Vorliebe für Gegenüberstellungen läßt diese Parteinahme an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Habsburger sind «gierig», «raffiniert», arbeiten mit «List, Wortbruch und Gewalt», beuten die Lande aus und beschweren sie mit «erpresserischen Sondersteuern», während die Eidgenossen «letztlich für sittliche Werte» kämpfen und nicht gewillt sind, sich ihre Freiheit «durch einen Kniff des Grafen Rudolf, durch seine Erwerbung der längst verwirkten und verjährten Ansprüche des bankerotten Laufenburgers entwinden zu lassen» (alles S. 19/20!). Die Ansprüche der Habsburger verstoßen «wider Treu und Glauben» (S. 24), König Rudolf mißbraucht die Königsautorität (S. 30/31), der Schwabe Tillendorf behandelt die Schwyzer hohnvoll als österreichische Untertanen (S. 32) und «die Urschweizer schwankten keinen Augenblick» (S. 20), «weder Arbeitslosigkeit noch Hunger vermochten ihren Durchhaltewillen zu knicken» (S. 78), sie lassen mit Absicht das Einfallstor am Morgarten unbefestigt, um den Gegner in diese Enge zu locken (S. 61), während Herzog Leopold das Heer ins Verderben führt und als erster entflieht (S. 62). Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

Das Verlassen der Objektivität marschiert Hand in Hand mit der Durchdringung des Geschichtsstoffes mit Gegenwartsgedanken. Beides verursacht, daß man eine solche Geschichtsdarstellung wohl kaum noch als Geschichtswissenschaft im überkommenen Sinne bezeichnen kann. Das ist

die andere Seite, die neben dem guten Eindrucke der staatspolitischen Mahnschrift nicht verschwiegen werden darf, da es sich um die Arbeit eines Historikers handelt.

Frauenfeld.

Bruno Meyer.

HANS VON GREYERZ: *Studien zur Kulturgeschichte der Stadt Bern am Ende des Mittelalters*. Separat-Abdruck a. Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 35, Heft 2, 1940, 318 S.

Seitdem Johannes Janssen im ersten Band seiner «Geschichte des deutschen Volkes» ein eigentliches Plädoyer zugunsten des Spätmittelalters in Szene setzte, ist die Diskussion um diese Übergangszeit nie mehr verstummt. Vor ca. einem Jahrzehnt hat Willy Andreas in seinem Buch «Deutschland vor der Reformation» ein überaus reiches, auf zahllose Monographien gestütztes Mosaik entworfen und dabei den ernsthaftesten Versuch gemacht, Licht- und Schattenseiten gerecht zu verteilen. Der Vorteil, den eine Monographie vor einem derartigen Riesenmosaik voraushat, ist nie klarer in Erscheinung getreten, als beim Erscheinen von Rudolf Wackernagels «Geschichte der Stadt Basel». Wackernagel hat nicht nur eine einzigartige Schau des Basler Humanismus gegeben, sondern auch ein objektives und höchst farbiges Bild der spätmittelalterlichen Stadt auf politischem, gesellschaftlichem und vor allem kirchlichen Gebiet entworfen.

Die vorliegende Berner Dissertation hatte es mit einem viel steinigern Boden zu tun, sowohl was die Fülle des Quellenmaterials als dessen Ergiebigkeit betrifft. Aber schon einleitend sei festgestellt, daß diese Doktorarbeit in Bezug auf Inhalt und Umfang den Rahmen einer Erstlingsarbeit sprengt.

In der ersten Studie bietet v. G. anhand des Twingerherren-streites einen Beitrag zur spätmittelalterlichen Ständegeschichte. Der Venner Kistler kämpft in der Frage der adeligen Landvogteien für die moderne Idee der einheitlichen Staatsgewalt. Säckelmeister Fränkli ist der Wortführer der adeligen Standesprivilegien. Mittelalter und Neuzeit treten sich in diesen beiden Persönlichkeiten gegenüber. Die Auseinandersetzung endigt bekanntlich mit der Einordnung des Adels in das Gemeinwesen. Das alte Recht wird in Bern wie überall durch die juristische Konstruktion von der Zugehörigkeit der Regalien zum Hochgericht überwunden.

Erfolglos ist auch der Kampf eines Thüring von Ringoltingen gegen die Verbürgerlichung. Rationaler Bürgersinn siegt über romantisches Spätrittertum. Von besonderer Tiefe sind die Einblicke, die uns v. Greyerz in die seelische Verfassung des Ritters anhand der Selbstbiographie Ludwigs von Dießbach tun läßt. — Eine köstliche Quelle, die in ihrer Art bereits ein Zeugnis des anbrechenden Humanismus ist.

Kanzlei und Schule werden in ihrer Entwicklung geschildert und besonders hervortretende Stadtschreiber und Lehrerpersönlichkeiten festgehalten. Der Kanzlist Thüring Fricker, der Verfasser der berühmten Darstel-

lung des Twingherrenstreites, wird in seinen Beziehungen zum Humanismus und als Typus des kirchlich frommen Bürgers geschildert. Unter den Schulmeistern ist vor allem Hans Bäli ein charakteristischer Repräsentant seiner Zeit, Reliquiendieb im Dienste Berns und Ablaßvermittler; unter den Schulmeistern finden wir auch Valerius Anshelm, den späteren Chronisten.

Im Kapitel über die Volksfrömmigkeit hat der Verfasser zweifellos die Schwierigkeit der Erfassung von Sittenzuständen vergangener Zeit empfunden. Wie viel echte Religiosität steckte hinter dem, was der Verfasser Materialisation der Heilsvermittlung nennt, d. h. im Ablaßwesen, im Stiftungseifer und in der Heiligenverehrung? Der Verfasser stellt selber fest, daß neben den Formen der sog. Volksfrömmigkeit die Möglichkeit der Berührung mit dem Wort des Predigers vorhanden gewesen sei. Die Tatsache, daß Prediger von der hohen Qualität Johannes Heynlins in Bern so großen Zuspruch fanden, wirft doch auch ein Licht auf die geistige Verfassung der Berner Zuhörerschaft, die religiös keineswegs so mechanisiert war, daß sie nicht einem der hochstehendsten Prediger der Zeit die größte Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Die Predigt Heynlins fiel in die Zeit der Burgunderkriege, und es ist besonders interessant, den Widerhall dieses gewaltigen Zeitgeschehens in der Predigt festzustellen. Sehr charakteristisch für das aufkommende Staatskirchentum ist die Sorge des Rates um das Predigtwesen, wie der Verfasser überhaupt eine Menge Material beibringt, das die kirchenpolitische Geschäftigkeit des Rates illustriert.

Bei der Schilderung des Berner Klosterwesens vermeidet der Verfasser die übliche Schwarzmalerei, die meist auf ganz einseitigem Quellenmaterial beruht. Vor allem in Bezug auf Zisterzienser und Kartäuser ist er trotz spärlichsten Quellen in der Lage, Reformwillen und vor allem in Bezug auf die letztern intaktes klösterliches Leben nachzuweisen.

Im Rahmen dieser Berner Studien zur Kulturgeschichte nimmt die Geschichte des St. Vinzenz Chorherrenstiftes eine besondere Stellung ein. Der Verfasser war hier fast ganz auf das noch brach liegende Quellenmaterial angewiesen und hat eine eigentliche Monographie dieser wichtigsten Stiftung des Berner Rates geschaffen. Die Gründung, die Organisation, das Funktionieren und das schließliche Versagen des Chorherrenstiftes sind ausführlich dargestellt.

Mit der Studie über Henricus Lupulus schließt von Greyerz die Reihe seiner Studien ab. In seiner sorgfältigen Art geht er auf das Problem des schweizerischen Humanismus ein und stellt fest, daß die Stellung des Lupulus zum Humanismus in der Schweiz ungeklärt bleibt.

Die vorliegende Arbeit bietet eine Fülle von Einblicken in das kulturelle und geistige Wesen des ausgehenden Mittelalters. Untersuchungen solcher Qualität fehlen mancherorts. Sie bilden aber die eigentlichen Bausteine zur Erkenntnis jener Zeitenwende, in der Probleme des Mittelalters und der Neuzeit in buntem Wirrwarr durcheinander jagen.

Schaffhausen.

Karl Schib.

EDUARD HIS, *Chronik der Familie Ochs genannt His*. Benno Schwabe & Co., Basel 1943.

Die «Chronik der Familie Ochs genannt His», die Prof. Eduard His als Privatdruck der Öffentlichkeit vorlegt, ist zum 300. Gedenktag der Aufnahme ins Bürgerrecht der Stadt Basel erschienen; zugleich im Zeichen einer Hochkonjunktur familiengeschichtlicher Forschung, keineswegs aber durch sie veranlaßt, auch nicht etwa durch «eitlen Familienstolz oder gar mystischen Ahnenkult», sondern einfach im Bestreben, «die kommenden Generationen durch diese Feststellungen zu verpflichten».

Der Familienname Ochs ist in der Person des Staatsmannes und Geschichtschreibers, Peter Ochs, in die Geschichte eingegangen. Dessen Nachkommen, fortan His genannt, leben im Gedächtnis der heutigen Generation als Männer der Wissenschaft: Der Mediziner weiß um die beiden Wilhelm, Vater und Sohn, der Jurist kennt die Rechtsgelehrten Rudolf und Eduard, die Kunsthistoriker werden den Entdecker des Hans Fries und Holbeinforscher Ed. His-Heusler immer zu den ihren zählen. Ihrer Stellung nach mehr als Ausnahmen erscheinen in neuerer Zeit die Vertreter des Handelsstandes, dem doch die Familie in frühern Jahrhunderten ohne Unterbruch ihre besten Kräfte zugeführt hatte.

Nachrichten über die Anfänge in Schwaben reichen bis ins 15. Jahrhundert, sind aber äußerst dürftig und gestatten deshalb kaum mehr als genealogische Tatsachenberichte. Als Persönlichkeiten erstmals faßbar sind die Söhne des fürstlich württembergischen Malers und Forstbeamten, Hans Jerg Ochs-Heher, mit dem die Familie, nach Stuttgart, im 17. Jahrhundert während einer Generation in Freudenstadt beheimatet war. Die beiden Brüder, Johannes und Hans Georg, schufen in ähnlich gerichtetem, glänzendem Aufstieg den Ausgangspunkt für eine heute noch blühende Nachkommenschaft, in Frankfurt a. M. der eine, in Basel der andere.

Als wagemutiger Leiter einer Tuch- und Modewarenhandlung, in verwickelten Geld- und Wechselgeschäften, als Leihgeber gekrönter Häupter und adeliger Herren, als Kassier der Rheinischen Allianz galt Johannes bald als der erste Kaufmann der Stadt, durch verwandtschaftliche und glänzende gesellschaftliche Verbindungen endlich brachte er es zu einer wahrhaft fürstlichen Stellung, der auch seine Nachkommen nicht nachstehen sollten. Denn gleich schon die Laufbahn seines Sohnes, Johann Christophs, des von Kaiser Karl VI. geadelten Bürgermeisters und Stadtschultheißen, bedeutete einen neuen Höhepunkt in der Entwicklung dieses Zweiges, der seither unter dem Namen v. Ochsenstein weiterlebt.

Warum Hans Georg, jener zweite Sproß der Freudenstädter Familie, seine Heimat mit Basel vertauschte, wird nicht bekannt. Von dem Ansehen und Vertrauen, das der Ausländer jedenfalls schon bald nach seiner Aufnahme ins Bürgerrecht am 14. Juni 1643 genoß, zeugen verschiedene Ehrenämter, handelspolitische Missionen im Dienste der Stadt und der Kaufmannschaft, sowie die Vermittlerstellung im Postwesen. Denn der zu Safran zünftige «Spezierer» war in Wirklichkeit längst zum Großimporteur ge-

worden, der auf den Messen von Zurzach, Straßburg und Frankfurt, aber ebenso in München, Italien und Frankreich einkaufte, seine Waren in der ganzen Schweiz herum absetzte und darüberhinaus nun eben sein geschäftliches und diplomatisches Geschick wie seine langjährige Erfahrung gerne dem Gemeinwesen zur Verfügung stellte.

Es ist das Bild, das sich nun durch Generationen in immer buntern Farben wiederholt und abwandelt: von den aus dem «1691er Wesen» bekannten «Herren Ochsen» über das Bankhaus der «Gebrüder Ochs», deren gewagte Transaktionen ihr Schicksal mit demjenigen des österreichischen Kaiserhauses verketteten und die Firma dem Ruin nahebringen, bis zu Albrecht Ochs (1716—1780), der in seiner Verbindung mit der Familie His den Zug ins Große einmal mehr bekundet und verwirklicht.

Dieser hervorragende Vertreter bietet dem Verfasser willkommene Gelegenheit, dem Leser auch dessen Schwiegervater, Pierre His-Chaunel, vorzustellen und die beispiellosen Erfolge dieses Hamburger Großkaufmanns aus normannischer Refugiantenfamilie hier wenigstens zu skizzieren. In kürzester Formel vernimmt sie der Betrachter jenes Porträtstiches, der die Schubfächer im Hintergrund mit folgenden Etiketten zierte: «Portug. & Espagne, France, Italie & Suisse, Allemagne, Hollande, Angleterre, Danemarck & Norwège, Suède & Russie». In dem internationalen Milieu des His'schen Hauses wie auf dem Boden der Hansestadt überhaupt, bewegte sich Albrecht Ochs von Anfang an mit völliger Selbstverständlichkeit. Er war es, und nicht der Stammhalter François-Pierre, der nach dem Tod des Seniors die Leitung fest in Händen behielt und der Firma ihre Weltstellung bewahrte, der mit der selben Würde und weltmännischen Gewandtheit die dänische Agentschaft versah und im Verkehr mit einheimischen und ausländischen Handelsherren und Diplomaten sich als der hochgeschätzte Ratgeber erwies, den schließlich kein geringerer als Friedrich II. von Preußen mit verlockenden Angeboten für seine Reformen zu gewinnen suchte. Es ist bezeichnend für den «Genius der Schweizer im Norden», daß er ohne Bedenken ablehnte: nicht allein die Zeitereignisse und äußere familiäre Verhältnisse, sondern wohl mehr noch das angestammte Wesen des gebürtigen Baslers bewirkten die endgültige Rückkehr in die Vaterstadt, auf denselben Basler Boden, wo sich das Schicksal seines Sohnes, des nachmaligen Oberstzunftmeisters, erfüllen sollte.

Unser Chronist hat von den Schätzen seines Familienarchives ausgiebigsten Gebrauch gemacht: Aufzeichnungen und Kollektaneen früherer Familienglieder, eigene Vorarbeiten, gedruckte und ungedruckte, wie die auf Reisen und durch Korrespondenzen mit den öffentlichen Archiven bereitgestellte Materialsammlung ermöglichten es, in die rein genealogischen Zusammenhänge alles nur irgendwie Wissenswerte miteinzubeziehen. Die Spuren solch breitangelegter Forschungen sind deshalb nicht nur in ihren sichtbarsten Ergebnissen, den auch hier gebotenen Stamm- und Sippen- tafeln und Ahnenreihen, zu verfolgen, sondern in weiten Verästelungen

überall im Text verstreut, in selbständigen, die eigentliche Chronik einleitenden Kapiteln über den Sinn des Namens Ochs und sein frühestes Vorkommen in Schwaben, endlich in Exkursen und Dokumenten: sie machen mit den Bildnissen der Basler Familie Ochs und His den Beschluß des prächtig ausgestatteten Bandes.

Basel.

Christoph Vischer.

LAVINIA MAZZUCCHETTI und ADELHEID LOHNER: *Die Schweiz und Italien. Kulturbeziehungen aus zwei Jahrhunderten.* 487 S. Benziger, Einsiedeln 1941.

Geschichtliche Untersuchungen, die den Beziehungen zwischen der Schweiz und dem benachbarten Auslande nachgehen, fehlen, wenn man an die Berner und Basler Schule denkt, in der schweizerischen Geschichtsschreibung nicht. Man wird daher Abhandlungen, die über dem geschichtlichen Gehalt auch Dokumente des schweizerischen Kulturwillens und seiner Verbundenheit mit der Kultur anderer Völker sind, nicht übersehen dürfen. Ein solches dokumentarisches Werk ist das Buch: «Die Schweiz und Italien», das, inmitten des Krieges im Jahre 1941 erschienen, den Kulturbeziehungen zwischen der Schweiz und Italien in zwei Jahrhunderten nachgeht.

Für den Historiker, den Literatur- und Kulturhistoriker, mag dieses, aus einer großen Stofffülle mit großer Umsicht gestaltete Werk eine Fundgrube dank seiner Dokumente sein, die durch historisch-biographische Notizen der beiden Verfasserinnen Lavinia Mazzucchetti und Adelheid Lohner geschickt miteinander verbunden sind, doch für sich sprechen. Sie selbst äußern sich im Vorwort folgendermaßen über ihr Werk: «Eine Italienerin und eine Schweizerin, beide in jahrelangem, lebendigem Verkehr mit dem Nachbarlande verbunden und vertraut, jede unabhängig von der andern das eindrucksvolle Spiel der Beziehungen zwischen den europäischen Kulturen seit langem verfolgend, haben sich in der Aufgabe gefunden, Dokumente zur Geschichte der Beziehungen zwischen Italien und der Schweiz im 18. und 19. Jahrhundert in gemeinsamer Arbeit zu sammeln.» Man wird beide sowie den Benziger-Verlag in Einsiedeln für das schöne Werk beglückwünschen dürfen, das in der vorliegenden äußern Gestalt und in der innern Konzeption eine wertvolle Bereicherung der italienisch-schweizerischen Kulturbeziehungen darstellt.

Wenn diese Beziehungen schon von altersher vorhanden waren, so steht doch eines fest, daß sie erst im 18. und 19. Jahrhundert jene Form annahmen, die der nationalen Eigenart der beiden aus innerer und äußerer Abhängigkeit sich loslösenden Staaten im Sinne einer übernationalen Freiheits- und Kulturidee gerecht zu werden vermochte. Die in Briefen, Beschreibungen, Memoiren niedergelegten Zeugnisse der Zeitgenossen von hüben und drüben der Alpen geben Einblick in jenen Werdegang, der für beide Länder nicht schmerzlos vor sich ging. So ist die Schweiz für das

Italien des *risorgimento* im Wortlaut Cavours die «Zitadelle von Europa», das Land der einfachen Sitten, der kindlichen Eigenart und der Unverdorbenheit, wie Ricasoli sagt, während die kunsthungrigen und schönheitsdurstigen Schweizer in Italien «die Heimat des modernen Menschen» sahen.

In immer neuem Glanze schillern die Bälle, die man sich über die Grenze und über den Alpenwall zuwirft. So ist es eine Lust, in den sieben Kapiteln des Buches zu lesen, von denen die beiden ersten der Schweiz vom sonnigen Süden aus gedenken, während die folgenden das Italienererlebnis der Schweizer beschreiben, die als Wegebereiter der italienischen Kunst und Kultur für Land und Volk werben und es mit ihrem pädagogischen Einfluß durchdringen. Diese Beziehungen, im sechsten Kapitel durch das heikle Problem der modernen Söldner und Freiwilligen auf ihre Standfestigkeit geprüft, erhalten ihren wertvollsten Ausdruck in Freundschaften und Begegnungen von Schweizern mit Italienern, denen im Schlußkapitel gedacht ist.

Welches sind die Themen, welcher Art sind die Menschen, die sich trotz aller politischen und diplomatischen Schwierigkeiten im Reiche der Kunst und der Kultur und eines vom Ideal der Freiheit und der Antike durchwärmten modernen Humanismus zusammenfanden? Wenn Italien ähnlich wie das übrige Europa im 18. Jahrhundert die Schweiz als Natur- und Gebirgsland in anekdotischen Reiseschilderungen und naturwissenschaftlichen Betrachtungen feierte, Alessandro Volta ähnlich wie Goethe im Jahre 1777 eine Schweizer- und Gotthardreise unternahm und man für die Idyllen eines Salomon Gessner zu schwärmen begann, so wird die Schweiz für das Italien des *risorgimento* das politische Erlebnis. Das schöne Bekenntnis von Ugo Foscolo aus dem Jahre 1815 mag für viele stehen: «Hier war mir einmal vergönnt, in jedem Einzelwesen eines Volkes die Würde der Menschen zu verehren.» Daß aber unser Land, das damals zum Asyl und Exil für manche italienische Flüchtlinge wurde, auch Nutzen daraus zog, mögen die Bemühungen von Rossi für einen Entwurf der Bundesverfassung im Jahre 1833 bezeugen. Mazzini, der sich zum Mißfallen der Behörden immer wieder in der Zeit von 1831 bis 1870 auf Schweizerboden aufhielt und von hier aus seine mannigfaltigen revolutionären Umtriebe in Szene setzte, sah nicht mit Unrecht im allzustarken Individualismus eine drohende Gefahr für sein Gastland.

Das Italienererlebnis der Schweizer geht im 18. Jahrhundert von der Aufklärung aus, in der die Berner eine starke Verehrung für den Strafrechtler Beccaria nährten. Die Berichte von Schweizer Naturforschern wie Benedicte de Saussure oder Bernoulli, von schweizerischen Kaufleuten als Gelegenheits- und Sittenschilderer italienischer Zustände verdichten sich allmählich zu den gewichtigen Zeugnissen der Schweizer Künstler, Gelehrten und Dichter, die sich inmitten des italienischen Kunsterlebnisses zu sich selber fanden. Zu ihnen gehören Böcklin und Stauffer, der im Jahre 1888 aus Rom nach Hause berichtete: «Ich fühle, daß ich ein viel besserer

Künstler werde als im Norden.» Dem Zürcher Joh. Kaspar von Orelli wird durch die Lektüre von Ariosts, Machiavellis und Dantes Werken die italienische Kunst und Geschichte zum Erlebnis. In Briefen Burckhardts klingt das Erlebnis der Stadt Rom, der «Königin der Welt», wieder, während sich der Basler Bachofen in seiner Sehnsucht nach Italien und der Klassik zu einer tiefen Erfassung seines Gelehrtenlebens durchdrang. Das Problem der Urheimat und der Wahlheimat findet seine sinnvolle Lösung im Leben und Werk von bedeutenden Persönlichkeiten wie Vincenzo Vela, dem Tessiner Bundesrat Frascini und den beiden Monnier.

Als Bahnbrecher für die Geschichte Italiens wirkten neben den großen deutschen Historikern wie Niebuhr und Mommsen auch Schweizer. Das gewaltige Sprachgenie Dante entdeckte J. J. Bodmer für die deutsche Welt, während Madame de Staël in ihrem berühmten Romane «Corinne» Europa mit Italien bekannt machte und sich der Genfer Historiker Sismondi in die Welt der italienischen Republiken des Mittelalters versenkte. Auf Manzoni sowie auf das gesamte Geistesleben der Toscana wirkten die Einflüsse schweizerischer Pädagogen wie Pestalozzi, Fellenberg, Père Girard und Viuesseux ein, der vor den Augen der hohen Hermandad in Florenz einen Lesezirkel zur Förderung des liberalen Gedankengutes schuf. Wenn die schweizerischen Söldner und Freiwilligen, die sich auf italienischem Boden in den italienischen Freiheitskriegen im Dienste des absolutistischen Regimes und der Freiheitsbestrebungen gegenüber standen, bei den Italienern Unwillen und Erstaunen hervorriefen, so deckt sich wohl eine solche Auffassung mit derjenigen, die der schweizerische Bundesrat zu dieser Frage einnahm. Das mit einem Anhang und einem Namensregister versehene Buch gedenkt in Briefen der Freundschaft, die zwischen Madame de Staël und Monti, Leopardi und Ludwig von Sinner, Bettino Ricasoli und seinem Schweizer Freundeskreise bestand, wodurch dieses einer ähnlichen Freundschaft entsprossene Werk seine schönste Dokumentation erfahren hat.

Zürich.

Gerold Ermatinger.

WILLY DOLF, *Die ökonomisch-patriotische Bewegung in Bünden*. Ein Beitrag zur bündnerischen Wirtschafts- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1943. XIV u. 185 S.

Die Geschichte der III Bünde im 18. Jahrhundert ist zwar auch schon zum Gegenstand historischer Einzeluntersuchungen gemacht worden. Was aber bisher fehlte, war eine methodisch-wissenschaftliche Untersuchung der nationalökonomisch-volkswirtschaftlichen Verhältnisse Bündens in dieser Zeit und der damaligen Bestrebungen auf diesem Gebiet. Diese Lücke hat nun der Verfasser obiger Arbeit, die auch als Heft V in der Sammlung «Schweiz. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialwissenschaft» erschienen ist, vollwertig ausgefüllt. Am eingehendsten hat sich bisher der Historiker J. A. v. Sprecher im kulturhistorischen Teil seiner bekannten, in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts erschienenen «Geschichte der Republik der III Bünde im 18.

Jahrhundert» mit diesen Fragen beschäftigt, wie denn auch Dolf diese Darstellung in zahlreichen Zitaten und Hinweisen zu Worte kommen läßt. Während aber v. Sprecher sich damit nur auf die seinem Werk gezogenen lokalen Grenzen beschränkt, stellt obige Arbeit die volkswirtschaftlichen Verhältnisse der III Bünde und die Bestrebungen zu deren Verbesserung in den Zusammenhang der nationalökonomischen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts überhaupt hinein. Von England und Frankreich gingen bekanntlich die agrarpolitischen (physiokratischen) und merkantilistischen Lehren der Aufklärungszeit aus. Von dort gelangten sie in die eidg. Orte und auf dem Wege über Mitglieder der helvetischen Gesellschaft auch in die III Bünde, wo sie die vom Verfasser zum Gegenstand seiner Untersuchung gemachte ökonomisch-patriotische Bewegung auslösten.

Auf diesen Voraussetzungen fußend macht uns der Verfasser sodann mit der staatlich-volkswirtschaftlichen Organisation und der volkswirtschaftlichen Lage der III Bünde im 18. Jahrhundert bekannt. Die Erwerbsverhältnisse waren danach viel zu sehr nach dem Ausland orientiert, während die eigene Landwirtschaft die Bedürfnisse des Konsums nur etwa zur Hälfte zu decken vermochte und viele Industrieprodukte sowie das Salz vollständig importiert werden mußten. Diese Feststellungen führen Dolf zu dem berechtigten Schluß, daß trotz der namentlich in dem obgenannten Werk J. A. v. Sprechers enthaltenen recht günstigen Schilderung der bündnerischen Volkswirtschaft, diese vom gesamtstaatlichen und nationalen Standpunkt aus eher als unbefriedigend angesprochen werden muß. Dies war auch die Ansicht jener patriotischen Männer, die in der ökonomisch-patriotischen Bewegung der III Bünde in vorderster Reihe standen.

Diesen ersten Vertretern der genannten Bewegung, nämlich Ulysses v. Salis-Marschlins (1728—1800) und Martin Planta (1727—1772) sowie den ihrer Tätigkeit entspringenden günstigen Auswirkungen widmet der Verfasser das wichtigste und am meisten Neues bringende Kapitel seiner Arbeit. Er zeigt sie uns hier von einer bisher kaum beachteten Seite. Noch weniger bekannt waren die unter ihrem Einfluß entstandenen Societäten, deren Geschichte Dolf aus einem stark zerstreuten und schwer faßbaren Material mit großem Fleiß und Geschick herausgearbeitet hat. Es war diesen Gesellschaften freilich nur eine kurze Lebensdauer beschieden, doch ging ihre Wirksamkeit dank ihrer literarischen Tätigkeit immerhin nicht ganz verloren. Die in ihren Zeitschriften «Der Sammler» (1779—1784) und «Der neue Sammler» (1805—1812) enthaltenen Aufsätze bieten dem Verfasser eine reiche Fundgrube, um den ideengeschichtlichen Gehalt der ökonomisch-patriotischen Bewegung festhalten zu können. Ihre Bemühungen auf sozial- und wirtschaftspolitischem Gebiet waren allerdings mehr gut gemeint, als daß bei der damaligen politischen Struktur der III Bünde etwas wirklich Umfassendes und Dauerhaftes hätte geschaffen werden können. Was Dolf speziell über ihre Agrarpolitik ausführt, gemahnt vielfach an die heutigen mit dem Plan Wahlen verbundenen Diskussionen und lassen seine Darstel-

lung der ökonomisch-patriotischen Bewegung in den III Bünden jener Zeit als eigentliche Grundlage für eine bündnerische Wirtschaftsgeschichte erscheinen.

Chur.

Paul Gillardon.

Eine Zeit zerbricht. Aus dem Briefwechsel zweier Berner Offiziere in holländischen Diensten mit ihrer Familie während der Jahre 1789—1795. Herausgegeben von JAMES SCHWARZENBACH. Albert Züst Verlag, Bern-Bümpliz 1942. 192 Seiten mit 2 Abbildungen.

Wie der Herausgeber der Briefe einleitend feststellt, liegt der Hauptwert der veröffentlichten Briefe in ihrer Anspruchslosigkeit und in ihrer familiären Intimität, sodaß — gemessen am lebenswürdigen unproblematischen Inhalt — der dem Buche zugedachte Titel eigentlich fast zu schwerwiegend wirkt. Von einem Bruch der Zeiten darf bei diesen Briefen doch wohl kaum gesprochen werden. Ich ziehe zur Vergleichung einen Zeitgenossen der beiden Berner bei, ihnen nach Herkunft und politischer Stellung völlig gleichgestellt, Sigmund Bernhard Wilhelm von Effinger von Wildegg (1. Mai 1769 bis 25. Dez. 1825). Er hat wie die von May und noch viele andere die Pfeffelsche Kriegsschule in Kolmar besucht und geht 1784 nach Holland, um die seinem Bruder versprochene Offiziersstelle im Schweizer Garde-Regiment vorläufig anzutreten. Ihn treiben die Ereignisse, die 1798 zum Bruch der Zeiten führen, zur Schwermut, sodaß er — 1800 von Holland zurückgekehrt — in einer depressiven Anwandlung seine Güter in Wildegg kurzweg verkaufen will, die Zeitenwende mit vollem Bewußtsein erkennend und ermessend.

Dagegen gibt der Briefwechsel wohl getreu wieder, was der durchschnittliche Mensch — Zeitgenosse jener großen französischen Umwälzung — von den bedeutenden Ereignissen zur Kenntnis nahm oder im alltäglichen Leben gefühlsmäßig erfaßte. Das verfolgen zu können, ist immer reizvoll. Wenn nun aber in diesem Sinne der Leser eine Beurteilung vornehmen soll, so ist es unerläßlich, daß man ihm die Berichterstatter (die Briefschreiber) auch vorstelle, denn anders ist die Einschätzung der Briefe, wenn sie von einem Manne stammen, der aus der Reife langer Lebenserfahrung spricht, anders, wenn der Jüngling, der zum ersten Mal in der Welt steht, seine Eindrücke wiedergibt. Ich weiß schon, daß ich damit die Frage stelle, ob eine derartige Publikation mit einem größeren oder kleineren wissenschaftlichen Apparat beschwert werden solle oder nicht. Und ich bejahe sie auch gleich. Es besteht immer die Möglichkeit, diese Erläuterungen so anzubringen, daß sie findet, wer sie sucht, und daß nicht beschwert wird damit, wer sie gerne umgeht. Hier vermißt man es doch sehr, daß den Texten nicht eine Stammtafel beigegeben wird, die über das Alter der Briefschreiber Aufschluß vermittelt. Gerade wenn — wie die Einleitung das haben will — man den Briefen nicht « die Zeugniskraft schwerer historischer Dokumente » geben möchte, sondern darin Geschichte sieht, wie sie der Alltag schreibt, so muß dem Leser doch dieser Maßstab in die Hand gegeben werden. Auch

bei andern in den Briefen erwähnten Persönlichkeiten wären nähere Angaben sehr erwünscht. Die Herausgeber derartiger Werke möchte man gerne an den Brief Jakob Burckhardts an Heinrich Schreiber vom 2. November 1842 erinnern.

Walther Merz (Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kantons Aargau, Lieferung 6, Stammtafel nach S. 464) kennt als Vater der Offiziere Karl Friedrich von May (geb. 30. Nov. 1730, gest. 10. Okt. 1779) als Herr zu Schöffland, der sich am 16. Mai 1763 mit Julia Dorothea von Steiger (gest. 17. Sept. 1803) verehelichte. Von den Kindern aus dieser Ehe führt er an:

Julia Salomea, geb. 20. Jan. 1765.

Karl Friedrich Rudolf, geb. 21. Febr. 1768, gest. 1846, Herr zu Schöffland, seit 1790 auch Herr zu Rued, verheiratet mit Johanna Mar. Steiger, Tochter des Schultheißen Niklaus Friedrich von Steiger.

Ludwig Bernhard Rudolf, geb. 8. März 1770, gest. 18. Juli 1817.

Friedrich Ludwig, geb. 10. April 1774, gest. 26. Aug. 1823.

Karl Amadeus Gottlieb, geb. 2. Jan. 1776, gest. 5. Sept. 1815.

Daraus ergibt sich schon, daß die Söhne in der wichtigsten Zeit ihrer Entwicklung der väterlichen Führung entbehren mußten; daß die Briefschreiber zu Beginn der Korrespondenz im Jahre 1789 19, 15 und 13 Jahre zählten, zu deren letztem Zeitpunkt 25, 21 und 19 Jahre. Damit aber dürfte der relative Maßstab, der anzulegen ist, gegeben sein, damit werden auch einzelne Äußerungen und Urteile voll verständlich. So erklärt es sich auch, wenn etwa die fürsorgliche Mutter (10. Aug. 1791) den Söhnen schreibt: «Der Landvogt von Nyon, Herr von Bonstetten, ist ein sogenannter Gelehrter, aber wenn er Politik treibt, ist er ein fertiger Dummkopf».

Man sucht auch — wenn die oben wiedergegebene Stammtafel zutrifft — vergeblich nach einer Erklärung, wieso in der Einleitung (S. 8) Gottlieb als der zweitjüngste Sohn bezeichnet wird.

Von den drei Teilen, in die die Korrespondenz gegliedert wird, gibt der erste «Ancien Régime» das Leben in einer Garnison der holländischen Schweizertruppen mit all seinen täglichen und menschlichen Einzelheiten zu erkennen, (die Briefe sind aus Bergenopzoom datiert), der zweite Teil, «Feldzug in Flandern», berührt die Feldzüge vom März, Juli und August 1793, die durch die Schlacht von Neerwinden, die Eroberung von Condé und Valenciennes, durch die Einnahme von Mainz durch die Preußen und den Umschlag des Kriegsglückes zugunsten der Franzosen unter Jourdan, durch dessen Siege bei Hondshooten und Wattignies bekannt geworden sind, indem er über die Beteiligung der holländischen Schweizer-Regimenter Einzelheiten mitteilt. Die Ereignisse des Jahres 1794, die zum Sieg Jourdans über die Preußen und zur Eroberung Belgiens durch die Franzosen führten, werden nur (in 8 Briefen) gestreift. Ludwig von May war schon 1793 in französische Kriegsgefangenschaft geraten, Gottlieb stellt sich in seinem Brief vom 18. Januar 1795 als kriegsgefangener Offizier vor.

Menschlich berührt einen sehr, was dieser achtzehnjährige Offizier am 3. Januar 1794 nach Hause schreibt: «Auch wir befürchten alle, daß unser liebes Vaterland noch in diesen entsetzlichen Krieg hineingerissen wird, und das wäre sicher das größte Unglück, das uns widerfahren könnte. Ich hoffe nur, daß wir dann zurückberufen werden; wenn nicht, so glaube ich, daß ich wie die meisten andern Offiziere sofort den Dienst hier quittiere. Denn es kann doch kein braver und wahrer Schweizer für Holland kämpfen, während sich sein Vaterland im Krieg befindet, wenigstens ich hoffe nie in diese Lage zu kommen.»

Es sind 80 Briefe in der vorliegenden Sammlung, davon nur fünf nicht in Übersetzung, da der Großteil — entsprechend der Übung der damaligen Zeit — französisch geschrieben worden ist. Die Übersetzung ist nicht überall glatt. (S. 29 «Durch die Bäder in Baden... sind noch zwei Knochen splitter herausgekommen». Oder S. 39: «Seit ungefähr 8 Tagen herrscht hier durch die vielen Flüchtlinge aus Brabant ein reges Leben»).

A r a u .

R o l f Z s c h o k k e .

JEAN MARTIN, «*Etienne Dumont (1759—1829)*» *L'ami de Mirabeau, le voyageur, le patriote genevois*. Editions de la Baconnière, Neuchâtel, novembre 1942. 156 p. in-8°.

M. Jean Martin a eu la chance de retrouver, parmi d'autres papiers de famille, une partie de la correspondance de son arrière-arrière-grand-oncle Etienne Dumont. Si diverses circonstances l'ont retenu d'écrire une biographie complète de celui-ci, ouvrage qui ne pourrait être qu'un monument, à la mesure de l'homme, il n'a pas voulu cependant garder pour lui le bénéfice de cette trouvaille. Complétant par le dépouillement des manuscrits Etienne Dumont de la Bibliothèque publique et universitaire de Genève et des archives Lansdowne les précieux renseignements que lui apportait cette correspondance, il en a extrait la matière d'un livre qui, s'il ne nous restitue pas dans sa totalité le personnage prodigieux dont il traite, le situe néanmoins avec assez de netteté et apporte sur son compte assez d'éléments inconnus pour que M. Jean Martin soit assuré d'avoir atteint son but: «faire connaître aux Genevois du XX^e siècle un homme qui inspira à ses contemporains estime, admiration et sympathie».

On connaissait sans doute les grandes étapes de la vie de Dumont, sa collaboration avec Mirabeau, ses relations avec Bentham, son rôle politique sous la Restauration genevoise. Mais le propre des correspondances est de mettre en valeur le côté personnel, subjectif des événements, et celle de Dumont ne déroge pas à cette règle. Elle nous montre d'abord un Dumont, célibataire malgré lui, semble-t-il, qui restera toute sa vie passionnément attaché à sa famille, à ses amis, qui leur écrit sur le ton le plus familier, le plus enjoué, le plus affectueux; un Dumont sociable et bon enfant, aimant la vie et la nature.

Mais elle est révélatrice aussi du rôle joué par son auteur aux côtés de Mirabeau. Chargé de suivre les événements de Paris pour le compte de

lord Lansdowne, Dumont se montre chroniqueur précis, encore que partial, et sachant user de l'anecdote qui anime et allège le récit des grands faits dont il est le témoin. Ses talents de publiciste ne devaient pas passer inaperçus, et M. Jean Martin a pu établir, grâce aux billets autographes qu'il possède, que tels discours de Mirabeau ont été entièrement rédigés par Dumont. Entre ces deux hommes fort dissemblables, mais qu'unissaient des vues politiques communes, il y eut association, et non pas subordination. Mais l'orateur occupe, bien sûr, le premier plan.

Il en va de même, dans un autre ordre d'idées, avec Jérémie Bentham. Dumont s'attache à traduire en un langage intelligible les géniales extravagances du héraut de l'Utilitarisme; il y gagnera, indirectement, une forte culture juridique dont Genève, plus tard, bénéficiera.

La République avait en Dumont un fils turbulent, mais un fils aimant, sur lequel elle savait pouvoir compter. C'est à la demande du gouvernement aristocratique que le libéral Dumont était intervenu, à Paris, en 1792 et 1793, en faveur de l'indépendance genevoise. Pendant l'occupation française, ses pensées sont constamment tournées vers sa cité malheureuse, et la Restauration sera l'une des grandes joies de sa vie. Mais il n'entend point que l'on revienne à l'ancien état politique, et qu'on y revienne sans lui: le 28 mai 1814, il arrive à Genève. Elu au Conseil Représentatif, il s'y montre d'emblée législateur habile. Le Règlement provisoire élaboré par lui pour les délibérations de cette assemblée est encore en vigueur, dans ses grandes lignes, au Grand Conseil genevois. L'autorité de Dumont sur ses collègues, comme sur le petit groupe d'intellectuels libéraux dont il est le chef avec Bellot et Sismondi, est assise d'un coup. Il sera, jusqu'à la fin, un des membres les plus influents et les mieux écoutés du Conseil Représentatif.

Théologien, politique, philosophe, économiste et juriste, homme d'action et de pensée, voyageur impénitent, épistolier infatigable, Etienne Dumont est l'une de ces personnalités dont on n'a jamais fini de faire le tour. M. Jean Martin s'en est convaincu au cours de ses travaux. Mais du moins sommes-nous plus avancés aujourd'hui qu'hier dans la connaissance de son illustre oncle.

Genève.

Jean-Jacques Chouet.

ELIGIO POMETTA: *Pagine di storia ticinese nel periodo eroico. Il blocco austriaco* (1853—1854). 182 Seiten. Erschienen in der Collezione storica del Risorgimento italiano, geleitet von Arrigo Solmi. Società tipografica modenese. 1943.

In dieser neuesten Publikation greift Pometta wiederum auf seine reiche Ausbeute aus den Wiener Archiven. Viele der benutzten Akten sind seit dem Brand des Wiener Justizpalastes nur noch als beglaubigte Kopien im Schweizerischen Bundesarchiv vorhanden. Daneben durchging Pometta auch die die Schweiz und den Tessin im besondern interessierenden Bestände des Turiner Staatsarchivs; ein interessantes Stück stammt aus dem Familienarchiv der Pometta selber.

Die Hauptfrage, um die der Autor seine archivalischen Mitteilungen gruppiert, ist die Ausweisung der 6000 Tessiner aus der Lombardei und die zweijährige österreichische Blockade gegen den Tessin (1853—1855); beides die Antwort Radetzkys auf die vom Tessin verfügte Aufhebung der höheren geistlichen Lehranstalten und die Landesverweisung der Kapuzinermonche. Der Schlag zielte aber vor allem auf den Sturz des liberalen Regimes im Tessin, dem man im Hinblick auf die bisher der italienischen Einigungsbewegung geleistete Unterstützung das Schlimmste, in diesem besonderen Fall aktive Mithilfe am Aufstand der Mazzinianer in Mailand vom 6. Februar 1853, zutraute. Der durch die österreichischen Sanktionen ausgeübte Druck führte tatsächlich zu einer gefährlichen Spannung im Tessin. Radikale Heißsporne verbanden sich in merkwürdigem Bündnis mit der klerikal-konservativen Opposition zum Sturz der Regierung. Die Leidenschaften stiegen zur Siedehitze. Schließlich aber verstand es der Staatsrat, die infolge des politischen Mordes am Liberalen Degiorgi ausgebrochene Volksbewegung in ein Pronunciamento zugunsten des Regimes auszuwerten (Februar 1855). Da auch der Bundesrat und mit ihm die übrige Eidgenossenschaft sich mit fester Besonnenheit hinter den Tessin gestellt hatten und die Interessen der Wiener Regierung in den Nahen Osten (Krimkrieg!) abströmten, fand sich Österreich im folgenden Monat bereit, den Streit mit dem Tessin durch einen Kompromiß beizulegen. Diese ganze Episode aus der «Tessiner Heldenzeit» ist in verschiedenen Richtungen sehr verwickelt; sie hat vor allem auch interessante diplomatische Aspekte.

Außer bei P o m e t t a s früheren Schriften orientierte man sich über diese bewegten Jahre bei H a n s S c h n e i d e r, Geschichte des schweiz. Bundesstaates, S. 289 ff. und 357 ff. und neuerdings bei A n t. G a l l i, Notizie sul Cantone Ticino I, 173 ff., wobei freilich keine dieser klaren, aber eben doch knappen Darstellungen der ungemeinen Komplikation und lebendigen Spannung jener Geschehnisse ganz gerecht werden konnte. Auch mit dem vorliegenden neuesten Buch des besten Kenners, Pometta, ist die Geschichte jener Jahre noch nicht geschrieben. Sein Verdienst liegt in der Beleuchtung der Ereignisse und ihrer Akteure vom Geheimarchiv aus. Der zur Zeit des Krimkrieges mit Elektrizität geladene internationale Himmel brachte es mit sich, daß die an und für sich unbedeutende Tessiner Angelegenheit neben den am Konflikt direkt Interessierten (Schweiz und Österreich) auch die piemontesische, französische und britische Diplomatie beschäftigte, jede natürlich mit ihren eigenen nationalen Hintergründen. Daß das Vorgehen des kleinen Kantons eine «burrasca internazionale» (Pometta) ausgelöst hätte, ist immerhin etwas hoch gegriffen. Auch nach dieser Einschränkung vermitteln die Akten aus dem Diplomatengepäck des piemontesischen Gesandten J o c t e a u in Bern über seine Unterredungen mit den Vertretern der Großstaaten und den schweizerischen Bundesräten sehr interessante Einblicke nicht nur in die Tessiner Angelegenheit im engeren Sinn, sondern auch in das Auf und Ab des internationalen Machtbarometers. An mehreren Stellen ent-

geht der Autor der Versuchung nicht, damalige Vorgänge in die Gegenwart hineinzuprojizieren. Daß die englische Politik dabei derart schlecht wegkommt, wie S. 43 ff., 46, 159 ff., wollen wir unserer erhöhten Tagestemperatur zuschreiben: « Ora è l'Inghilterra che « arma d'Africa e d'Asia il popol misto » (Tasso), per impedire la nuova crociata liberatrice dell'Europa »! England ist der « astuto corruttore », der durch seine schlaun Liebkosungen die Mächte des Kontinents einzuseifen versteht, oder gar eine Boa constrictor, die sich würgend um die ganze Welt legt. — Noch an andern Stellen ließe sich mit dem temperamentvollen Autor rechten. Seine These z. B., wonach die kirchenfeindlichen Maßnahmen der Tessinerregierung nur darauf berechnet gewesen wären, Österreich zu reizen und im Interesse der italienischen Sache immer weiter in schwierige Lagen hineinzumanövrieren, scheint mir mindestens sehr pointiert zu sein. Sie lassen sich ohne Mühe aus der Kirchenfeindlichkeit der damaligen Liberalen an sich erklären. Viele Druckfehler und einige textliche Unrichtigkeiten wird der Leser zum Teil selbst korrigieren. Das Gesetz über die Säkularisation der Seminarien von Pollegio und Ascona ist zu datieren 28. Mai 1852, nicht 26. Mai 1853.

Trotz dieser kritischen Aussetzungen bleibt das Buch aber ein fesselnder und interessanter Beitrag nicht nur für die Kenntnis, Vertiefung und nähere Präzisierung jener ereignisreichen Jahre tessinischer Geschichte; es weist über den ihm gesteckten zeitlichen Rahmen noch herauf bis zur Vorgeschichte des italienischen Krieges von 1859 und zur sog. Savoyerfrage (Der Savoyarde Jocteau äußert sich über den ruppigen Stämpfli!). Sodann zieht es allerlei Persönlichkeiten aus dem Dunkel hervor, die das Licht des Tages zu scheuen hatten, wie z. B. einige Exführer des Sonderbundes (Oberst Vincenz Müller und Nikl. Rüttimann), die aus ähnlichen Motiven gegen ihr Land aussagten und hetzten (als österreichische Vertraute, resp. Spione) wie unsere heutigen Landesverräter. — Ein Kapitel für sich ist das Zusammentreffen mit dem größten Verschwörer-Patrioten des 19. Jahrhunderts, Mazzini. Da ist manchmal schwer auszumachen, ob die Tessiner Regierung die Wahrheit zu verschleiern suchte (Pometta) oder ob der Italiener sich durch seine eigenen gerissenen Täuschungsmanöver allen Beteiligten unsichtbar zu machen verstand. S. 133 gibt uns Pometta das Beispiel eines mazzinianischen Chiffreschlüssels (eine Oktave der Gerusalemma liberata, in der sämtliche Buchstaben des Alphabetes vorkommen!). Außerordentlich instruktiv und aktuell ist, S. 95, der von Mazzini vor dem 6. Februar 1853 in Bellinzona in Druck gegebene Aufruf zum revolutionären Kleinkrieg. Es sind klassische Weisungen für den Partisanenkrieg.

Kreuzlingen.

Ernst Weinmann.

Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte. Bd. I. 1943. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

Mit einem Gefühl der Freude haben jene Schweizer Historiker, deren Arbeitsgebiet nicht ausschließlich oder vorwiegend die Geschichte der Schweiz ist, von dem Erscheinen der Schweizer Beiträge zur Allgemeinen

Geschichte Kenntnis genommen. Es kann keine Benachteiligung der Zeitschrift für Schweizer Geschichte bedeuten, wenn ihr jetzt ein jüngerer Bruder erstanden ist, der sich eigenen Studien zuwendet, die zu betreuen niemals die Absicht noch die Aufgabe der älteren Zeitschrift gewesen ist.

Wenn eingewendet worden ist, daß der der Allgemeinen Geschichte dienende Schweizer Historiker im eigenen Interesse seine Arbeiten in ausländischen Zeitschriften verschiedener Fachgebiete oder Länder unterbringen sollte und bisher auch untergebracht hat, so wäre darauf zu antworten, daß das Erscheinen der «Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte» solcher internationaler wissenschaftlicher Zusammenarbeit nicht nur keinen Abbruch tun, sondern, wie wir überzeugt sind, ihr in hohem Maße förderlich sein wird.

Kann es uns als mangelnde Bescheidenheit ausgelegt werden, wenn wir, wie andere Länder, neben einer der Erforschung der landesgeschichtlichen Fragen speziell dienenden Zeitschrift nun auch ein Schweizer Organ zur Erforschung allgemeiner geschichtlicher Probleme herausgeben? Das würde wohl nur bejahen, wer die neue Publikation nicht zur Hand genommen hat und wer sich nicht darüber Rechenschaft gibt, einen wie breiten Raum unsere Bemühungen um die Förderung der Kenntnis der Allgemeinen Geschichte in den Mittel- und an den Hochschulen der Schweiz einnehmen.

Wir sind Werner Näf zu großem Dank verpflichtet, daß er ein Organ geschaffen hat, das schweizerische Arbeiten zur Allgemeinen Geschichte «zu einem gesamtschweizerischen Beitrag innerhalb der Geschichtswissenschaft» zusammenfaßt. Mit Recht bemerkt er: «Im schweizergeschichtlichen Bereich begegnen sich die Historiker unseres Landes oft und leicht; die allgemeingeschichtliche Forschung dagegen steht mit ihren einzelnen Vertretern vereinzelt und, so wertvolle persönliche Beziehungen in die verwandten Kreise der ausländischen Wissenschaft reichten und reichen, der Kontakt des geistigen Gebens und Empfangens stellte sich selten ein.» Um diesem Übelstand abzuhelpen, wurden die «Beiträge» geschaffen. Sie erscheinen vorerst nicht als eigentliche Zeitschrift, sondern als ein Jahrbuch. Dies ermöglicht eine freiere Gestaltung des Inhalts der Publikation.

Der erste Band enthält Abhandlungen, Miszellen, Forschungsberichte und Hinweise im Umfange von gegen dreihundert Seiten. Wir glauben der Vermutung Ausdruck geben zu dürfen, daß innerhalb von zehn Jahren, falls dem Jahrbuch eine gedeihliche Entwicklung beschieden ist, es sich zu einem unentbehrlichen wissenschaftlichen Hilfsmittel entwickelt haben wird, das kein Geschichtslehrer wird entbehren wollen. Der Reichtum der in den Abhandlungen behandelten Probleme, eine Bibliographie, die im Sinne von Forschungsberichten organisiert ist, und daher wiederum die wissenschaftliche Problemstellung ins Zentrum rückt, dazu die Darbietung bestimmter, von Analysen begleiteter Quellenbelege, sowie die Hinweise auf Werke internationaler wissenschaftlicher Zusammenarbeit tragen alle dazu bei, die «Beiträge» zu einem Instrument wissenschaftlicher Anregung und Orientierung zu machen.

Aus dem reichen Inhalt soll hier nur erwähnt werden, was eine direkte Beziehung zur schweizergeschichtlichen Forschung hat. Hans Fehrs Aufsatz «Der Geist der alemannischen Volksrechte» ist ein Beitrag zur vor-eidgenössischen Epoche unserer Landesgeschichte. Fehr gibt zum ersten Mal eine geistesgeschichtliche Würdigung der alemannischen Leges. Er kommt zum Schluß, daß im Pactus und der Lex Alamannorum «saftiges, aus dem Volke geborenes Recht zusammengeschweißt war mit Normen, die dem Volke von der herzoglichen, von der kirchlichen und vielleicht auch von der königlichen Gewalt aufgezwungen waren». Auf der einen Seite macht sich «ein starker christlicher Zug bemerkbar, ein ausgesprochener Wille, das Recht als Friedensordnung anzuerkennen, ... auf der anderen Seite fristen alte heidnische Vorstellungen ihr zähes Leben weiter, ... mehrfach triumphiert die brutale Gewalt». — Von besonderer Bedeutung für den Schweizer Historiker ist Richard Fellers grundlegende Studie: «Die Schweiz des 17. Jahrhunderts in den Berichten des Auslandes». Die Arbeit bietet eine eingehende Analyse von dreizehn Berichten ausländischer Besucher (vorwiegend englischer, französischer, italienischer) der Schweiz dar, auf Grund welcher Feller ein Bild davon entwirft, wie jene Besucher die Schweiz gesehen haben — wie treffend und wie unzutreffend. Fellers Untersuchung darf füglich als ein unentbehrlicher Beitrag zu einer künftigen Geistesgeschichte der Schweiz bezeichnet werden, die neben den einheimischen Zeugnissen über das geistige Antlitz unseres Landes jene manchmal ebenso wertvollen des Auslandes zu berücksichtigen hätte, wodurch wir die Erscheinung der Helvetia Mediatrix erst richtig erfassen würden. — In den Miscellen erläutert Fritz Blaser das vom Internationalen Komitee der Geschichtswissenschaft inaugurierte Unternehmen einer Bibliographie der Presse und die im Hinblick darauf bereits in der Schweiz durchgeführten und in Angriff genommenen Arbeiten. — Es würde zu weit führen, auch nur andeutungsweise auf die Abhandlungen von Felix Stähelin zur Antiken Geschichte, von Max Silberschmidt zur Britischen Geschichte, von Adrien Haesler zur Staatsvertragslehre und von Werner Kaegi zur Geschichte der Geschichtswissenschaft einzutreten.

Der Hinweis auf die oben erwähnten Arbeiten zeigt, daß die «Beiträge zur Allgemeinen Geschichte» keineswegs beabsichtigen, den schweizerischen Standort zu verleugnen und von der Schweizer Geschichte zu abstrahieren. Sie wollen vielmehr aus schweizerischem Kulturbewußtsein heraus ein Organ allgemeinhistorischer Studien sein und Zeugnis von unserem Willen ablegen, an der universalgeschichtlichen Forschung noch aktiver teilzunehmen als zuvor und damit auch die internationalen wissenschaftlichen Beziehungen weiter zu fördern.

Zürich.

Max Silberschmidt.